Grace Lee.

Von

Julia Kavanagh,

Verfasserin von „Nathalie“, „Daisy Burns“ 2c.

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

Erster Band.

Wurzen,

Verlags-Comptoir.

1855.

Grace Lee.

Erster Band.

Erstes Kapitel.

Es schneite heftig, und die weichen, weißen Flocken wurden vom Winde rasch und geräuschlos an dem Fenster des Wohnzimmers vorübergetragen. Ein grauer Himmel und ein weißer, gebirgig r Horizont begrenzten den Prospect nach außen. Innerhalb des Zimmers dagegen war Alles von dem rothen Scheine des Feuers angehaucht, und Tische, Stühle und Spiegel warfen die warme Gluth zurück.

Ein grauköpfiger alter Mann mit schroffen, sarkastischen Zügen saß schreibend am Fenster. Eine Frau von mittleren Jahren und gutmüthigem Aussehen saß am Feuer und nähete, und weiterhin im Hintergrunde und Halbdunkel des Zimmers saß ein schlankes, siebzehnjähriges, schwarzhaariges und schwarzäugiges Mädchen auf einem niedrigen Schemel, mit einem schweren

Quartband, einer hebräischen Bibel, auf den Knieen. Die eine Hand stützte die Wange, die andere ruhete auf dem Buche; ihre Augen waren auf die wunderlichen orientalischen Zeichen geheftet, ihre langen herabfallenden Locken berührten das Papier.

Sie war nicht schön und konnte es auch nie werden; aber dennoch besaß ihr dunkles Gesicht Wärme und Charakter, ihre Augen große Schönheit und ihre jugendliche Gestalt viel Anmuth.

Ihr Name war Grace Lee. Sie war fern von hier geboren, unter den Bergen von Wales, aber sie war Waise und wohnte seit nun zwei Jahren bei ihrem Vormunde, einem alten Geistlichen, Dr. Crankey, und seiner Cousine, Miß Amy Crankey, in einer wildromantischen, abgeschlossenen Gegend des nördlichen England.

Dr. Crankey war ein gelehrter Mann; Miß Crankey in allen Künsten der Nadel wohlgeübt. Beide lehrten das junge Mädchen nach besten Kräften Alles, was sie wußten und konnten, und auf diese Weise wuchs Grace Lee in dieser kahlen, einsamen Umgebung zu einer eben so vollendeten Gelehrten wie zu einer vollendeten Näherin und Stickerin heran.

Ein Windstoß fegte an dem Hause vorüber und verhallte leise murmelnd auf dem wüsten Moorlande. Das junge Mädchen neigte das Ohr und lauschte.

„Wie weither kommt dieser Wind!“ dachte sie; „wie weit muß er gehen — wie groß muß doch die Welt sein!“

Sie legte ihr Buch weg, verließ das Zimmer und ging hinauf nach dem höchsten Theile des Hauses, einer auf dem Dache angebrachten Terrasse.

Der Schnee fiel auf ihr unbedecktes Haupt, der scharfe Nordwind blies ihr das Haar aus dem Gesicht, aber ihr Blut war feurig und jung, ihre Wange ward nur um so frischer, als sie den kalten Hauch fühlte; sie schüttelte blos den Kopf und lächelte über den fallenden Schnee.

Sie schaute sich um; eine weite, weiße Ebene lag ausgebreitet am Fuße weißer Berge, ein bleicher Himmel verschwamm mit einem noch bleicheren Horizonte; sie faltete die Hände über der Brust; sie hob sich auf die Zehen empor; sie streckte ihren schlanken Hals aus und entsendete einen funkelnden Adlerblick, der alle Schranken durchdringen zu wollen schien.

„Ach,“ dachte sie wieder, „wie groß muß doch die Welt sein!“ Und von Wandersehnsucht ergriffen, dachte sie an das glühende Afrika, an die üppige Neue Welt, an das schöne südliche Europa, wo die Sonne auf braune Ruinen herabscheint und das blaue mittelländische Meer die alterthümlichen Küsten bespült.

„Ich wollte, ich wäre eine Königin,“ dachte sie,

indem ihr Kopf sich gedankenvoll nach der rechten Schulter neigte, „aber eine Königin ohne ihren Pomp, ohne ihr Königreich. Welche schöne oder berühmte Gegenden würde ich dann alle sehen! Welche Freuden wären dann mein! Ich würde große Dinge thun; ich würde Kathedralen bauen; ich würde Hospitäler gründen; ich würde Paläste errichten; ich würde aus Dr. Crankey einen Cardinal, aus Miß Amy eine Herzogin und aus Lily eine Prinzessin machen. Ich würde mehr Juwelen haben als eine Sultanin, mehr Kleider als Tage im Jahre sind, und bei alledem würde ich doch so edelmüthig und gut sein, daß Jedermann die Königin Grace lieben und loben sollte."

„Grace, mein liebes Kind," sagte die sanfte Stimme der Miß Crankey von unten, willst Du nicht herunterkommen und den Thee machen?"

Die Träumerin erwachte, lachte über ihren eigenen Traum und sprang leichtfüßig hinab. Sie machte den Thee, das frugale Mahl war bald vorüber, sie kehrte zu ihrem Hebräischen zurück, Dr. Crankey zu einer seit sieben Jahren begonnenen Kirchengeschichte und Miß Amy zu ihrer Penelope-Stickerei.

Ruhig war der Abend am traulichen Kamine; Grace fand ihn nicht langweilig; auch das Studium hat seinen Zauber — einen ächteren Zauber als Träume, und fast eben so süß.

Grace war, wie wir schon gesagt haben, eine Waise. Zwei Jahre früher hatte in einem sonst glücklichen Hause der kleinen Stadt W— Kummer und Trauer geherrscht.

Mr. George Lee lag todt in seinem Zimmer, seine Gattin schlief in dem ihren denselben tiefen Schlaf, und zwei Waisen, in welchen ihr Blut sich nicht mischte, saßen als verlassene, trauernde Kinder in dem schweigenden Wohnzimmer.

Sie hatten sich in ihrer Jugend geliebt; das Schicksal in Gestalt zorniger Eltern trennte sie frühzeitig, sie fügten sich, schieden unter wechselseitiger Einwilligung von einander und vermählten sich glücklich anderwärts. Als sie nach sechzehn Jahren sich wieder begegneten, waren sie beide frei. Mr. Lee hatte ein einziges Kind von vierzehn, Mrs. Blount ein einziges Mädchen von eilf Jahren; ihre alte Liebe erwachte wieder, sie heirathetrn sich, genossen über ein Jahr lang ein letztes und kurzes Glück und starben an einem und demselben Tage, während keins des andern Schicksal kannte und jedes sein Kind der Fürsorge des andern empfehlen ließ.

„Ein sehr schlimmer Fall," sagte Dr. Marsh, welcher Grog trinkend in einem Hinterzimmer saß; „was soll nur aus den armen Waisen werden?"

Diese Worte richtete er an seinen Famulus John

Owen, einen brünetten jungen Mann von mürrischem Aussehen, der mit verschränkten Armen und auf die Brust geneigtem Kopfe ihm gegenüber saß.

„Können sie denn nicht Advocaten werden, wie ihre Väter?“ entgegnete er.

„Advocaten! Mädchen, Advocaten!“

„Ah, es sind Mädchen, wie?“

„Nun, mein Gott, Sir, haben Sie denn Mr. George Lee ein Jahr lang besucht und wissen nicht, ob seine Kinder Knaben oder Mädchen sind?“

„Ich hatte nicht darauf geachtet,“ entgegnete Owen gleichgültig.

„Aber können Sie mir denn nicht sagen, was hier zu thun ist?“ fragte Dr. Marsh, für den sein Famulus in allen zweifelhaften Dingen gleichsam ein Orakel war.

„Wenden Sie sich an die nächsten Verwandten,“ lautete die lakonische Antwort.

„Die Rashleighs? Sie kennen sie wohl?“

„Mrs. Rashleigh ist eine sehr weltlich gesinnte Frau und ihr Sohn ein Narr, ein Wüstling und ein Geck. Wir waren zusammen auf der Schule; er haßt mich — ich verachte ihn.“

Dies klang freilich nicht sehr verheißungsvoll, aber nichtsdestoweniger begab sich Dr. Marsh zu Mrs.

Rashleigh, welche in W— wohnte und mit der verstorbenen Mrs. Lee weitläufig verwandt war.

„Ich muß jede Einmischung ablehnen,“ entgegnete die Dame kalt; „Mrs. Lee's zweite Verheirathung hatte nicht meine Billigung. Es wird daher weit angemessener sein, wenn Sie sich an Miß Lee wenden.“

„Ich bitte, mich Miß Lee's schwarzäugiger junger Freundin zu empfehlen,“ rief gähnend Rashleigh, der auf einem Sofa lungerte. Er brach, als der Doctor wieder hinaus war, in ein lautes Gelächter aus und wünschte zu wissen, was wohl Miß Lee sagen würde, wenn man ihr das gelbhaarige Aeffchen Lily Blount aufbündelte.

„Mein lieber Rashleigh,“ sagte seine Mutter ernst, „das geht ja uns nichts an.“

Miß Lee war sehr reich und sehr alt. Sie wohnte in einer wildromantischen schönen Gegend zwischen dem Gebirge und dem Meere. Als Dr. Marsh bei ihr eintrat, saß sie in ihrem Lehnstuhle und züchtigte ein halbes Dutzend widerspenstiger Wachtelhunde mit ihrem Krückenstocke. Bei ihr waren eine schöne Waise, Margarethe Livermere, welche sie sich zur Gesellschafterin erzogen, und ein eleganter schöner Mann, Gerald Lee, der reiche Londoner Bankier, ihr Lieblingsvetter und künftiger Erbe.

Der Doctor wünschte Miß Lee allein zu sprechen.

Mr. Lee ging hinaus in den Garten; Miß Livermere entschlüpfte durch eine Nebenthür, und nicht lange darauf sah sie der Doctor mit einander hinter einer Baumgruppe verschwinden. Mittlerweile trug er sein Anliegen vor.

Miß Lee nahm dasselbe sehr unfreundlich auf.

„Mein Herr," sagte sie kurz, „Sie mischen sich da in Dinge, die Sie nichts angehen. Mr. Lee's Tochter und Mr. Lee's Vermögen sind beide der Fürsorge eines Dr. Crankey anvertraut, welcher Priester und dritter oder vierter Onkel der ersten Mrs. Lee ist, welche katholisch war. Mit diesem kleinen Mädchen habe ich nichts zu thun. Was die andere betrifft, so kann ich mich blos über Sie wundern. Diese gehört von Rechtswegen einem verrückten Frauenzimmer Namens Miß Blount, die einen ewigen Prozeß mit der Walton-Compagnie hat, und blau und gelbe Livreen anschaffen will, wenn sie ihn gewinnt. Ein ander Mal, Sir," setzte sie hinzu, indem sie ihm einen scharfen Blick zuwarf, „werden Sie wohlthun, sich die Sache ordentlich zu überlegen, ehe Sie handeln."

Fast beschämt entfernte sich der Doctor; er ermittelte die Adressen des Dr. Crankey und der Miß Blount und schrieb dann an Beide.

Demzufolge erschienen an einem und demselben Tage mit einer und derselben Post ein kleiner alter

Mann in einem etwas verschossenen Priesterrock und eine lange hagere Dame in fadenscheiniger Trauerkleidung. Ohne einander zu kennen, hatten sie sich schon unterwegs wegen des Wagenfensters gestritten, welches Miß Blount fortwährend öffnete, während der hochw. Dr. Crankey es eben so beharrlich immer wieder zumachte.

Das Haus ward ihnen bald zu warm. Miß Blount that vornehm und schwatzte fortwährrnd von der Walton-Compagnie, welche sie im Begriff stand zu zermalmen, und von den blau und gelben Livreen. Dr. Crankey sagte: „Larifari!“ und sehnte sich zurück zu seiner Kirchengeschichte und seiner stillen Wohnung im Norden.

Um der Sache die Krone aufzusetzen, faßte Miß Blount herzlichen Widerwillen gegen Grace Lee, welche sie ein kleines schwarzäugiges unverschämtes Ding nannte, und Dr. Crankey empfand einen eben so herzlichen Widerwillen gegen die kleine Lily, in deren blauen Augen er Undankbarkeit geschrieben las und deren Lobrede er sehr freundlich in den Worten zusammenfaßte, „daß Judas auch blondes Haar gehabt habe.“

Mit Einem Worte, der Friede ward nicht eher wiederhergestellt, als bis die kriegführenden Parteien ihrer Wege gingen und jede ihr Mündel als spolia opima mit fortnahm.

„Gott sei Dank," sagte Dr. Marsh mit frommem Ausdrucke am Morgen dieses Tages zu John Owen; „da wären wir eine große Plage los."

Der junge Mann lächelte mehr mit dem Ausdrucke des Stolzes und der Verachtung als der Theilnahme, und wendete sich dann wieder zur Durchsicht der umfangreichen juristischen Werke, welche dem verstorbenen Mr. George Lee gehört und bei der am vorigen Tage stattgehabten Auction keinen Käufer gefunden hatten.

„Leben Sie wohl, Mr. John Owen," sagte eine sanfte Stimme dicht neben ihm.

Er blickte auf und sah ein schwarzäugiges junges Mädchen neben ihm stehen.

„Kennen Sie mich nicht?" fragte sie.

„Nein."

„Ich bin Grace — Grace Lee. Ich sah Sie gestern und auch schon früher in diesen Büchern lesen. Sie sind mein. Wenn ich einundzwanzig Jahre alt bin, werde ich sie Ihnen schenken. Bis dahin leihe ich sie Ihnen. Dr. Crankey sagt, daß ich das thun kann. Adieu."

Und ehe der überraschte junge Mann antworten konnte, war sie verschwunden.

Und nun sind zwei Jahre vorüber, und Leidenschaft und Umstände hatten diese Personen alle zerstreut,

wie die Winde des Himmels Saamenkörner auf den Boden streuen, damit jeder Frucht trage zu seiner Zeit.

Dr. Marsh allein war noch in W— zurückgeblieben. Sein Famulus John Owen war nach London gegangen. Hier hatte er nicht sobald sein chirurgisches Examen gemacht, als er plötzlich die Medicin mit der Jurisprudenz vertauschte. Mrs. Rashleigh war in Paris und wartete geduldig auf die Rückkehr ihres verlorenen Sohnes Rashleigh Rashleigh, der mit einer hübschen Schauspielerin nach Baden=Baden gegangen war — seine dritte oder vierte Affaire dieser Art. Die schöne Margarethe Livermere war in Ungnade gefallen und in die Verbannung geschickt worden, weil sie den Erben und Vetter ein wenig zu sehr bezaubert hatte. Gerald Lee schwankte zwischen Liebe und Mammon, und Miß Lee lag, von Wuth erfüllt und vom Schmerz getäuschter Erwartung gequält, auf dem Sterbebett. Lily Blount war im Süden Englands bei Miß Blount; täglich hörte sie von der Walton=Compagnie und von den blau und gelben Livreen, und täglich wünschte sie sich todt. Grace dagegen fühlte sich glücklich in ihrer wildromantischen nordischen Heimath und bezauberte ihren Geist durch die Weisheit der Klassiker, durch Hebräisch und romantische Träume.

„Kind," sagte Dr. Crankey, als er sie so fleißig sah, „Du wirst Dir über diesem Hebräischen noch die

Augen verderben. Vertreib Dir die Zeit ein wenig mit dem heiligen Chrysostomus, dem Manne mit dem goldenen Munde."

Und er reichte ihr den gewichtigen griechischen Kirchenvater. Um **10** Uhr erhob sich Miß Amy.

„Grace," hob sie an und schwieg dann. Grace war fest eingeschlafen. Ihre Arme lagen in einander geschränkt auf dem breiten vor ihr aufgeschlagenen Bande; ihr profaner Mädchenkopf ruhte auf dem geheiligten Blatte; es war ein Lieblingsautor, eine seltene und kostbare Ausgabe, aber Dr. Crankey lächelte blos.

„Sie brauchen sie nicht zu wecken," sagte er. „Ich will mit ihr sprechen, sobald ich mit diesem Kapitel hier fertig bin."

„Aber, Doctor, Sie werden doch das arme Kind nicht ausschelten, daß es ein wenig eingeschlafen ist?"

„Keineswegs," unterbrach er sie, „gute Nacht, Miß Crankey."

Miß Amy seufzte und verließ das Zimmer. Sie war einmal jung gewesen und der nun graue Doctor auch, und sie hatten schon fast im Begriffe gestanden, einander ihre Liebe zu erklären; aber Miß Amy war eigensinnig und John Crankey machte viel Ansprüche. Sie trennten sich kalt: er, um sich zum Priester weihen zu lassen; sie, um sich ruhig in den Stand einer alten Jungfrau zu ergeben.

Als sie sich wieder begegneten, waren Jahre verflossen und er konnte Miß Amy bitten, seine Hauswirthschaft zu führen und sie konnte das Amt annehmen. Von den Vorgängen ihrer Jugend erwähnte er nichts, sie nur wenig und dies nicht oft.

Endlich war das Kapitel fertig; Dr. Crankey drehte sich herum, um die Schläferin aufzuwecken und fand, daß sie ihm über die Schulter sah und las, was er geschrieben. Er lächelte blos.

„Nun, was sagst Du dazu, Grace? So ist die Sache zart behandelt, nicht wahr?“ Er rieb sich die Hände und lachte in sich hinein. „Du siehst, liebes Kind, die Mönche sind sehr gute Leute, aber sie leben abgesondert von der Welt und ich bin ein alter Mann, der die Welt kennt. Ja, ja, liebes Kind, ich weiß, wie es in der Welt zugeht.“

Grace ging um seinen Stuhl herum und setzte sich ihm zu Füßen.

„Was giebt es?“ sagte sie; „ich hörte, daß Sie sagten, Sie hätten mir Etwas mitzutheilen. Was ist es?“

„Aha, Du thatest also blos, als ob Du schliefest!“

„Nein, ich schlief wirklich, aber Ihre Stimme weckte mich auf. Was giebt es?“

„Du hast Deine dritte Cousine und Namensschwester, Miß Grace Lee, verloren — sie ist todt.“

„Ich kann mich nicht auf sie besinnen. Muß ich deshalb Trauer anlegen?“

„Sie hat Dich zu ihrer Erbin eingesetzt.“

„Ach, warum denn?“ fragte Grace ruhig.

„Es war eine Grille von ihr, und die Grillen der Frauen sind ihr Gesetz. Ihr erstes Testament lautete zu Gunsten ihres zweiten Vetters, Gerald Lee, aber er machte sich ihr mißfällig.“

„Wodurch denn?“ unterbrach ihn Grace in ihrer immer geradezu gehenden Weise.

„Weil er eine Dame heirathete, welcher Miß Lee nicht gut war — eine Miß Margarethe Livermere.“

„Sind sie wirklich schon verheirathet?“

„Noch nicht, aber frage mich doch nicht so aus, Kind. Was geht es denn Dich an, ob sie verheirathet sind oder nicht? Also, wie ich sagte, Miß Lee fand es angemessen, Dich zu ihrer Erbin zu machen. Eben so fand sie es auch angemessen, einen an Dich gerichteten Brief zu dictiren, den Du allein lesen sollst. Nun hasse ich eine Lüge, wie ich den Teufel hasse, und was ich denke, das sage ich. Meine aufrichtige Meinung ist, daß die verstorbene Miß Lee nicht recht bei Sinnen war, und wenn ich nicht volles Vertrauen auf Dein gesundes Urtheil setzte, Grace, so solltest Du diesen Brief nie zu sehen bekommen. Ich fordere Dich auf, ihn mit Vorsicht zu lesen. Hier ist er.“

Er überreichte ihr einen Brief. Grace empfing ihn, erbrach das Siegel, las einige Zeilen und zeigte eine nachdenkliche Miene. Dann streckte sie langsam ihre Hand aus und ließ den Brief auf die glühenden Kohlen fallen. Die Flamme faßte und verzehrte ihn und er schrumpfte sofort in ein Röllchen schwarzen Zunder zusammen.

Dr. Crankey betrachtete sie mit einiger Spannung, aber sie sagte ruhig:

„Es stand gar nichts sehr Wunderbares in Miß Lee's Briefe; ein Auftrag und eine Bitte, weiter nichts.“

„Nichts, was Deine Religion berührt — nichts was den Begriff von Recht und Unrecht angeht?“

„Nein, durchaus nicht,“ entgegnete Grace, blickte schalkhaft zu ihm auf und lachte.

Dr. Crankey athmete mit erleichtertem Herzen auf; dieser Brief hatte ihm eine unruhige Woche gemacht. Er legte seine Hand auf das Haupt des jungen Mädchens, strich ihr das dunkle Haar glatt und sagte:

„Aber, Kind, warum sagst Du nicht, wie viel Deine Erbschaft beträgt?“

„Weil ich es errathen kann — hundert Pfund jährlich oder so ungefähr. O, deswegen bin ich doch eine Erbin.“

Der Priester heftete seine scharfblickenden grauen Augen auf die ihrigen so sanften und dunkeln.

„Kind," sagte er mit Nachdruck, „Miß Lee war reich; ihre jährlichen Einkünfte betrugen Tausende, Niemand wußte oder weiß wie viel. Du bist jetzt eine der reichsten Erbinnen in ganz England."

Grace's Augen öffneten sich weit; ihre Lippen theilten sich vor Ueberraschung. Dr. Crankey fuhr fort: „Gott gebe, daß Du einen edlen Gebrauch von Deinem Reichthume machst, und mögest Du nie vergessen, daß Geld vor seinen Augen wie Spreu ist."

Sie antwortete nicht, sondern blieb stumm und still zu seinen Füßen sitzen.

„Hm! Du betrachtest die Sache ziemlich kaltblütig. Ich dachte, Du würdest vor Freuden springen."

„Springen!" wiederholte Grace, indem sie mit der Miene beleidigter Würde aufblickte. „Weshalb denn? Es ist ja blos Geld."

Und doch brannte, selbst während sie noch sprach, ein heller rother Punkt auf ihrer Wange; ihre Augen erglänzten von einem seltsamen Lichte, sie saß mit den Armen um die Kniee herum verschränkt da und lächelte.

„Worüber denkst Du so nach?" fragte Dr. Crankey, der sie beobachtete.

Sie blickte auf und antwortete in ernstem Tone: „Dr. Crankey, wer war es nur, der zu dem Orakel

von Delphi ging und das kurze und ruhmvolle Leben wählte — Alexander oder Achilles?“

„Es kommt nichts darauf an, Kind,“ entgegnete Dr. Crankey, der nicht gestehen wollte, daß er sich selbst nicht gleich darauf besinnen konnte.

„Ja wohl, es ist gleichviel,“ hob Grace wieder an. „Auch ich ging heute Morgen in Gedanken nach Delphi — auch ich wählte das kurze und süße Leben, und siehe, heute Abend geht das Orakel schon in Erfüllung.“

„Geh zu Bett, Kind,“ unterbrach sie Dr. Crankey, „und laß Delphi und alle solche heidnischen Grillen ruhen; gehe zu Bett wie ein gutes Mädchen.“

Grace warf ihrem Vormunde einen sonderbaren Blick zu, doch erhob sie sich gelehrig und gehorsam. Sie sagte ihm gute Nacht und ging hinauf in ihr Zimmer, welches der Zelle einer Nonne glich. Hier setzte sie sich nieder, stützte die Wange auf die Hand und versank in Gedanken.

„Ja, wirklich, Du bist in Delphi gewesen,“ flüsterte eine geheime Stimme. „Ja, auch Du hast gethan wie Alexander“ — und dann blickte sie auf und antwortete lächelnd: „Was thut es! Man kann eine ganze Lebenszeit in einige wenige Jahre zusammendrängen, und besser ist das Rasche und Wonnige, als das Langsame und Langweilige.“

Und den Kopf zurückwerfend, als ob sie entschlossen wäre, alle lästigen Gedanken von sich zu scheuchen, erhob sie sich. Nach wenigen Minuten hatte sie ihr Gebet gesprochen und ihr junges Haupt ruhte auf dem Pfühle, umfangen von dem ruhigen, festen Schlummer, der dem Alter von siebzehn Jahren beschieden ist.

Zweites Kapitel.

Wer möchte nicht reisen? Wer möchte nicht eine fremde Sonne fühlen, einen neuen Himmel sehen, den Gruß fremder Sprachen hören, unter schönen Naturumgebungen wandeln, unter lebenden, sich regenden Nationen, die dann mit ihren Leidenschaften, ihren Kämpfen, ihren Hoffnungen und Befürchtungen in der Erinnerung zurückbleiben, gleich den Bildern eines Traumes?

Sechs Jahre waren verflossen. An einem fremden Orte — in einem fremden Lande las das träumende Mädchen, die an einem schneeigen Tage sich eine Königin zu sein gewünscht, wie in einem Buche die bunte Geschichte ihrer Wanderjahre. Sie sah breite Meere und weite Horizonte; ein Boot durchschnitt die grünen Wogen und zog seine glänzend schäumende

Spur; lange blaue Küstenlinien schimmerten durch weißen Nebel, offene Häfen mit Schiffen, mit gebräunten Seeleuten und Fischern, zeigten sich mit all dem Leben und all dem Geräusch des Handels und Verkehrs.

Dann kamen sonnige Ebenen mit ihren Ernten, und braune Bauern und Bäuerinnen blickten an der staubigen Straße auf, während der Wagen dahinrollte durch die schöne ländliche Umgebung, vorüber an grünen Hügeln mit Dorf, Kirche und Kirchhof, durch ruhige Thäler mit verborgenen und sanft murmelnd in dem kühlen Abendschatten dahin fließenden Bächen.

Dann folgten große schöne Städte von Glanz und Pracht erfüllt; dann wild romantische Landschaften, tiefe Seeen, von dräuenden Bergen umschlossen, mit Tannenwäldern und schneeigen Kämmen und tosenden Wasserfällen, über welchen der Königsadler auf breiter Schwinge kreischend dahinflog.

Dann breiteten sich jenseits der Gebirgsketten, jenseits der Wildheit und Größe der Natur helle, warme, wonnige Wälder aus, Länder der Poesie, Kunst und Schönheit, mit verfallenen Tempeln und heroischen Schlachtfeldern, auf welchen jetzt geknechtete Völker einherwandelten.

Und immer weiter und weiter in der unermeßlichen Wüste, im Schatten der Pyramiden, an dem

alterthümlichen Nil, durch verlassene Königreiche verfolgte sie ihren Weg, bis sie an eine morgenländische Stadt kam, gegen einen morgenländischen Himmel emporsteigend, in das Dunkel einer alterthümlichen Kirche, wo Lampen vor einem heiligen Schrein brannten, und wie aus einem Traume erwachend sah sie sich an dem heiligen Grabe zu Jerusalem knieen.

Zwei Jahre lang und darüber war sie umhergepilgert, und nun da ihre Wallfahrt vorüber war, war sie gekommen, um zum letzten Male da zu beten, wo sie, wie sie wußte, niemals wieder beten konnte.

Lange vor Sonnenaufgang hatte Grace Jerusalem verlassen. Wir wollen sie nicht auf ihrem ganzen Heimwege begleiten. Das Buch ihrer Geschichte erhielt dadurch einige neue schöne Blätter zugefügt; diese Reise ließ Bilder in ihrer Erinnerung zurück, welche ihr ganzes Leben schmückten, aber sie äußerte keinen Einfluß auf ihr Schicksal. In Rom machte sie Halt und ruhete aus.

Miß Lee reis'te allein; sie war drei und zwanzig Jahre alt, reich und kannte keine Furcht. Bis zu ihrem ein und zwanzigsten Geburtstage war sie gerade so, als ob gar keine Veränderung in ihrem Leben eingetreten wäre, bei Dr. Crankey und Miß Amy geblieben. Erst an dem Tage, wo sie mündig ward, war

Grace in den vollen und doppelten Genuß des Reichthums und der Freiheit eingetreten.

Nun aber breitete sie ihre Fittiche aus wie ein den Käfig entrinnender Vogel und nahm ihren Flug nach dem glühenden Osten. Das Gold ebnete einen außerdem zu rauhen Pfad und verbannte die Gefahr. Sie reis'te nach Art, mit dem Gefolge und allen Vorrechten einer Prinzessin.

An einer Aermeren würde die Welt diese Abenteuersucht getadelt haben, während man an der reichen Dame sie bewunderte und pries. Ueberall wo sie hinkam, ließ sie einen goldenen Regen zurück, der ihr noch goldnere Meinungen gewann. In Frankreich war sie Lady Lee, la grande dame anglaise; in Italien eine englische Principessa; im Orient war sie die Sultanin aus dem Westen und hätte beinahe den Ruhm der Lady Esther Stanhope verdunkelt.

In England war sie die einfache Miß Lee, ein excentrisches, unabhängiges Mädchen, welche die halbe Welt bereis't hatte, die ungeheuer reich war — und Jeder weiß, was dies in England sagen will — die Niemand persönlich kannte und die doch Jeder sehnlichst kennen zu lernen wünschte.

Miß Lee hatte ein sorgloses, an die Art und Weise der Künstler erinnerndes Temperament; sie suchte die Gesellschaft nicht oder schien sie nicht zu schätzen;

sie kam ihr ungesucht und bewarb sich um ihre Aufmerksamkeit.

Die Baronesse de Montreuil, Gemahlin des französischen Gesandten in Rom, hatte Miß Lee im Orient getroffen und kennen gelernt, und gab durchaus nicht zu, daß sie sich in Rom eine andere Wohnung suche, als den Palast Colonna.

Eine sehr liebenswürdige Französin war die Baronesse, aber Jedermann wußte, daß sie sich in ihren Freundschaften durch Uneigennützigkeit keineswegs auszeichnete, daß der Baron arm war und daß ihr Lieblingsneffe, Eugen de Montreuil, weiter nichts hatte, als seinen Gehalt als Gesandtschaftsattaché, der, wie er selbst gestand, kaum hinreichte, seinen Aufwand an Cigarren zu bestreiten.

Die ehrenwerthe Mrs. Chesterfield, die berühmte englische Schönheit, welche in dem höchsten der verschiedenen Cirkel englischer Gäste in der heiligen Stadt die höchste Herrschaft übte, gab sich nicht eher zufrieden, als bis es ihr gelang, Miß Lee vorgestellt zu werden. Grace war nicht schön, sie war blos reich. Sie konnte keine Rivalin, wohl aber eine sehr nützliche Freundin werden. Mrs. Chesterfield erklärte daher, sie sei ein ganz herrliches, originelles Geschöpf, und sowohl in der großen, aber etwas langweiligen diplomatischen, als auch in der kleinen, aber glänzenden englischen Welt rief

Miß Lee ohne Anstrengung eine entschiedene Sensation hervor.

Die fürstlichen Colonnas erbauten allerdings nicht Paläste für ihre Nachkommen, um sie als meublirte Wohnungen zu vermiethen; aber der Stolz Italiens ist dahin und seit Jahren schon wohnt die französische Gesandtschaft in dem stattlichen Gebäude, welches neben der Kirche zu den zwölf Aposteln steht.

Als der Wagen der ehrenwerthen Mrs. Chesterfield in den weiten Hof hinein und an der breiten Treppe vorfuhr, fühlte sie mit einem kleinen Anflug von Neid, daß sie, die hochadelig geborene, aber verhältnißmäßig arme englische Schönheit in einem meublirten Hause vegetiren mußte, während diese reiche Plebejerin als Gast des Gesandten Sr. Majestät des allerchristlichsten Königs in einem Palast wohnte.

Sie schritt durch das mit stolz und grimmig ausschauenden Colonnas behangene Vorzimmer. Miß Lee's französische Zofe und Miß Lee's Courier und Miß Lee's Lakai beaufsichtigen einen ganzen Hof Handelsleute von der Piazza di Spagna und aus der Via Condotti.

Mrs. Chesterfield ließ sich herab, einen Augenblick zu warten und zuzusehen. Hier ward ein kostbarer eleganter Mosaiktisch ausgepackt; eine vortreffliche Copie des ganzen römischen Forum in rosso antico stand

dicht daneben und dann gab es noch Marmortassen und Vasen und Bronzesachen ohne Zahl, und einen Juwelier sah sie mit einem Maroquinetui und einen jungen Mann mit einem großen Pappkasten.

„Sie scheinen viel zu thun zu haben," sagte Mrs. Chesterfield lächelnd zu Mademoiselle Dupuis.

„Sie können sich keinen Begriff davon machen," entgegnete die französische Zofe und verdrehte die Augen. „Wollen Sie die Güte haben, diesen Weg zu nehmen? Mademoiselle ist so eben in den Garten gegangen."

„Ich werde sie aufsuchen; Sie brauchen nicht mitzukommen, ich weiß den Weg schon."

Mademoiselle Dupuis hätte gern Gegenvorstellungen gemacht, aber eine gnädige und doch gebieterische Handbewegung bewog sie, zurückzubleiben und zu schweigen.

Mrs. Chesterfield ging langsam durch den schönen alten italienischen Garten. Die Sommerblumen anderer Länder blüheten und wuchsen hier in der Winterluft, den süßesten Wohlgeruch spendend. Die rothen Orangen glüheten durch die dunkeln Blätter; die gelbe Citrone hing von den sich tief neigenden Zweigen herab, oder die goldene Frucht lag wie im Garten der Hesperiden auf der dunkeln Erde umher gestreut. Eine sprudelnde Fontaine ergoß sich aus einer mit grünen Farrenkräutern umwachsenen steinernen Nische und floß

murmelnd weiter. Der ganze Platz hatte etwas Verlassenes und Oedes, und die hier und da aufgestellten antiken verstümmelten Bildsäulen schienen mit schwermüthigem Blicke den stillen, vernachlässigten Pfad hinabzuschauen.

Mrs. Chesterfield schlug den auf der rechten Seite ein. Er führte sie auf die letzte Terrasse. Graue Massen Bildhauerarbeit, die einst einem Tempel der Sonne angehört, lagen halb in der Erde begraben. Der Gott des Lichtes schaute gleichgültig von seinem verfallenen Altar herab.

Auf einem Trümmerstücke saß oder lehnte vielmehr Grace Lee. Sie trug ein gestreiftes leichtes Kleid von tunesischer Seide; es hatte die Farbe jenes Landes der Sonne, prachtvoll, aber nicht grell. Es war nach orientalischer Weise gefertigt und paßte sowohl für ihre Gestalt als für ihren dunkeln Teint. Der Gürtel und die Aermel waren durch mit Brillanten besetzte Karfunkelknöpfe befestigt, und ein schmaler gestreifter nachlässig um ihr rabenschwarzes Haar gebundener Schleier vervollständigte ihren Anzug. Die Sonne, welche ihre ganze Gestalt beschien, verlieh ihr Wärme und Glanz. Sie badete sich in ihren Strahlen, als ob diese sie mit neuer Lebenskraft beseelten.

Sie sah Mrs. Chesterfield nicht eher, als bis diese dicht neben ihr stand und leise sagte:

„Wie können Sie nur diese Sonnenhitze aushalten?“

„O, nach der Egyptens recht gut,“ entgegnete Grace, indem sie sich lachend umschaute; „meine Mutter war ein Salamander, und ihre Tochter besitzt eine angeborene Liebe zum Feuer unter jeder Gestalt; ganz besonders aber unter der jenes majestätischen Gestirns. Indessen, hier ist auch ein kleines, kühles, schattiges Plätzchen für Sie.“

„Aber was haben Sie denn gemacht?“ hob Mrs. Chesterfield wieder an, indem sie sich niedersetzte und sah, daß rings herum um Miß Lee der Boden mit den köstlichsten Blumen bestreut war.

Grace lachte.

Ein zu ihren Füßen liegendes Papierröllchen zog Mrs. Chesterfield's Aufmerksamkeit auf sich; sie hob es auf, entrollte es und begann zu lesen:

„Anima mia —“

„Aha, ein Liebessonett! Es wäre indiscret von mir, wenn ich weiter lesen wollte.“

„Nein, es ist kein Liebessonett,“ sagte Grace; „auf alle Fälle ist es sehr ehrerbietig. Jeden Morgen bekomme ich eins in einem solchen Bouquet — der Himmel weiß von wem!“

„Da kann ich Ihnen vielleicht Aufschluß geben,“

entgegnete Mrs. Chesterfield in etwas bitterem Tone; „dies ist die Handschrift des Fürsten Negri.“

Sie schwieg eine Weile und dachte:

„Also deshalb blickte er gestern so kalt, als er an meinem Wagen vorüberritt. Man lasse ihn, den gemeinen, eigennützigen Mann!“

Und doch seufzte sie; sie war schön, vornehm, Witwe, aber arm. Mario Negri war schön, reich und römischer Fürst.

Bis zu Miß Lee's Ankunft war er in seinen Aufmerksamkeiten sehr eifrig gewesen. Seit dem Aufdämmern dieses neuen aus dem Orient kommenden Sterns aber, den eine Glorie orientalischen Reichthums und Glanzes umgab, hatte er sich allmählig immer ferner gehalten.

Nun wußte Mrs. Chesterfield warum, aber sie war eine Frau von Welt. Sie konnte solche Dinge leidenschaftslos betrachten, eben so wie ihre unbewußte Rivalin. Sie war daher schon vollständig wieder gefaßt, als Grace nachlässig sagte:

„Fürst Negri? ich kann mich nicht entsinnen. Wie sieht er aus?“

„Brünett, schön und vornehm.“

„So sehen sie alle, und dann giebt es hier gar so viele Fürsten.“

„Ja, aber Sie müssen ihn bemerkt haben; er ist ja einer Ihrer hundert Anbeter."

„Habe ich wirklich hundert? Dann ist es freilich kein Wunder, wenn ich sie nicht alle kenne; doch ich glaube, ich besinne mich auf den Fürsten Negri. Ich saß gestern Abend bei der Fürstin Borghese neben ihm. Er ist wirklich angenehm."

„Angenehm!" wiederholte Mrs. Chesterfield und sah ein wenig piquirt aus; „ist das Ihr freundlichstes Wort für einen Mann, der eine römische Fürstin aus Ihnen machen will?"

Grace stand auf und ging die Terrasse hinauf. Oben blühten die Blumen in ihren steinernen Vasen und unten lag Rom mit seinen Thürmen und seinem von Gebirgen eingeschlossenen Horizont.

„Rom gefällt mir," sagte Miß Lee. „Ich liebe seine Kirchen, wo Heilige und Märtyrer schlafen. Ich liebe seine Schätze alterthümlicher Kunst. Ich liebe auch seine Ruinen, obschon sie sich denen Griechenlands und Egyptens nicht an die Seite stellen können. Ich liebe seine alten Paläste, seine alten Gärten, seinen Sonnenschein und seinen Himmel. Ja, das Leben einer römischen Fürstin muß ein wunderbares, stolzes Leben sein, und doch nicht ohne höheren Reiz. Doch, die Sonne wird zu heiß für Sie. Wollen wir hineingehen?"

Sie kehrten durch die Gärten nach dem Palast zurück. Miß Lee öffnete die Thür der Gallerie; es wurden an diesem Tage keine Gäste empfangen; der Aufseher war daher abwesend und die Gemälde hielten allein Wache in den leeren Sälen.

Während die beiden Damen lagnsam und zuweilen stehen bleibend entlang gingen, hob Mrs. Chesterfield nachlässig wieder an:

„Die arme Baronesse de Montreuil! Was wird sie nicht Alles sagen, um Sie gegen den Fürsten Negri einzunehmen. Sie wird ihn einen Spieler nennen — aber meine Theure, alle Italiener spielen — und dann wird sie versuchen, Sie durch das heitere, flotte Paris und was sie une position politique nennt, zu bezaubern, was Beides allerdings verlockend ist, besonders mit Eugen de Montreuil, dem eleganten und liebenswürdigen Franzosen.“

Grace betrachtete eine kleine Landschaft. Sie drehte sich herum und sagte langsam:

„Une position politique und noch dazu in Paris, der reizendsten aller reizenden Städte? In Frankreich, wo einst die Frauen herrschten — wo sie noch herrschen, wo mit Geist, Gewandtheit und Stellung eine unseres verachteten Geschlechts immer noch ihr Wort in der Weltgeschichte mitsprechen kann. Mrs. Chesterfield, das wäre gerade so Etwas für mich.“

Und mit funkelnden Augen lachte sie heiter und herzlich.

„Also möchten Sie lieber eine französische Baronesse sein als eine römische Fürstin, und lieber eine polnische Königin als eine von beiden? Ei, ei, Sie ehrgeiziges Wesen!"

„Eine polnische Königin. Wie so?"

„Nun, sind Sie nicht die Busenfreundin der Gräfin Karlski?"

„Wir trafen uns vor zwei Jahren in Paris. Wir haben uns wieder in Rom getroffen und wir sind Freundinnen. Was ist weiter dabei?"

„Und hat nicht Gräfin Karlski einen Sohn, den romantischsten, ritterlichsten und eifrigsten aller polnischen Verbannten, den Urenkel eines Königs?"

„So! welches Königs denn?"

„Ich kann mich nicht genau besinnen. Er war einer der deutschen Fürsten, aus welchen polnische Edelleute Monarchen machten, aber König war er, das weiß ich. Und hier," setzte sie hinzu, indem sie Grace am Arme faßte und sie zu einem schönen titianischen Portrait führte — „hier ist sein Nachkomme, den der Venetianer mit Sehergabe gemalt hat. Hier steht er vor Ihnen, mit blauen Augen, blondem Haar, edler Stirn, männlichem Blick und echt königlicher Haltung. Wenn Polen wieder als Nation und als Königreich

aus seiner Asche ersteht, warum sollte dann nicht Stanislaus Karlski das Scepter führen — warum sollte nicht Königin Grace eine Krone tragen?“

„Sie würde ihrer plebejischen Stirn nicht gut stehen.“

„Wir leben einmal in dem Zeitalter der plebejischen Königinnen, und man hat gefunden, daß sie ihre Rolle eben so gut spielen, als irgend eine, die an den Stufen des Thrones geboren ist.“

Grace schien durch die glänzende, obschon zweifelhafte Aussicht, welche Mrs. Chesterfield ihr eröffnete, weder überrascht noch freudig erschreckt zu werden. Sie schaute das blondhaarige, männlich schöne Gesicht des vor ihr hängenden Bildes aufmerksam an, lächelte ein wenig stolz und antwortete:

„Es sind schon seltsamere Dinge geschehen! Wohlan, es wäre Etwas, für die Erlösung eines ganzen Volkes zu leben, es nach Jahren der Knechtschaft sich wieder zu stolzer Freiheit aufrichten zu sehen und eine Krone zu tragen, die doppelt glorreich wäre, weil sie so theuer erkauft werden müßte. Ach, Mrs. Chesterfield, Sie sind eine vollendete Versucherin.“

„Also ist es Graf Karlski,“ dachte Mrs. Chesterfield, und da ihr viel daran lag, über diesen Punkt in's Reine zu kommen, so hob sie laut wieder an:

„Ich hoffe doch, Ihre Majestät werden geruhen, mich mit zur Krönung zu befehlen?“

Grace blickte über ihre Schulter herum und sagte lächelnd:

„Als ich nach Rom kam und zuerst von der ehrenwerthen Mrs. Chesterfield hörte, sagte eine italienische Dame zu mir: Die schöne Engländerin wird sich in den Schooß der katholischen Kirche begeben und den Fürsten Negri heirathen. Von einem englischen Baronet hörte ich eine andere Geschichte. Die entente cordiale, sagte er, ist nun fest begründet, denn die Nichte unseres Premiers wird bald Frau von Montreuil sein. Von Vielen, ja fast von Allen hörte ich: Polen hat in Graf Karlski's Herzen nun eine Rivalin gefunden.“

Mrs. Chesterfield erröthete und lachte, sah sich aber veranlaßt zu schweigen. Als sie wieder sprach, war es von dem Balle der Fürstin Doria, den sie beide denselben Abend besuchen wollten.

So sich mit einander unterhaltend, erreichten sie das Ende der Gallerie und gingen dann weiter nach Miß Lee's Zimmer.

Hier fanden sie die verschiedenen Schätze ausgebreitet, welche schon Mrs. Chesterfield's Aufmerksamkeit erregt hatten. In der geöffneten Schachtel lag ein kostbares Stück Spitzen, und das Maroquinetui enthielt

antike Kameen, deren eine Königin sich nicht hätte schämen dürfen, und die wegen ihrer Schönheit und ihres hohen Werthes in ganz Rom bekannt waren.

Und Miß Lee hatte Alles gekauft und konnte nicht einmal den Preis des Mosaiktisches nennen, nach welchem Mrs. Chesterfeld sich in ihrer Neugier nicht enthalten konnte zu fragen. Sie wußte weiter nichts, als daß er von Ciapetti auf der Piazza di Spagna war; um seinen positiven Werth hatte sie sich nicht bekümmert.

„Unerträglich!“ dachte Mrs. Chesterfield, die wegen ihrer Genauigkeit und Knickerei bei Einkäufen ziemlich berüchtigt war.

Und dennoch blieb sie und sah zu, von all diesem Reichthume geblendet und bestrickt. Er ging sie nichts an, er konnte niemals ihr Eigenthum werden, und dennoch fesselte er sie mit unwiderstehlicher Gewalt.

Als sie endlich sich losriß, geschah es, um mit tiefinnerer Bitterkeit darüber nachzudenken, wie viele Scudi die extravagante junge Dame an diesem Morgen verschwendet hatte. Kaum war sie fort, als eine andere Thür sich öffnete und Frau von Montreuil eintrat. Sie war klein, dick, munter und von anmuthigem Wesen. Sie trug ein einfaches weißes Morgenkleid von Mousselin, aber die Stickerei machte es für eine Gesandtin hinreichend kostbar; auch ihre kleine mit der

nachlässigen Grazie einer Französin aufgesetzte Haube war von kostbaren Spitzen; ihre ganze Person war anmuthig und gewinnend.

Lächelnd und voll süßer Worte trat sie ein. Sie lobte Miß Lee's Aussehen, ihren Geschmack, ihre Einkäufe, sank dann seufzend in einen Armstuhl und kam auf andere Dinge zu sprechen.

Der arme Baron, meinte sie, müsse sich fast zu Tode arbeiten; sie wüßte nicht, wie er ohne Eugen fertig werden könnte, ja der Baron gehe stark mit dem Gedanken um, seine politische Stellung an seinen in den Geschäften so vollkommen bewanderten Neffen abzutreten, der mittlerweile nach Frankreich zurückreisen werde, um sich in gesetzlicher Form für eins der südlichen Departements in's Parlament wählen zu lassen.

„Zuvor aber,“ setzte Frau von Montreuil leicht erröthend hinzu, „zuvor muß Eugen heirathen und zwar aus zwei Gründen. Erstens ist es für ihn nun hohe Zeit, und zweitens ist er an angeborenen Talenten und altadeligem Blut reicher als an anderen irdischen Gütern, und nun, ma chère Grace,“ setzte sie, sanft ihre Hand drückend, hinzu, „hören Sie mich geduldig an. Ich gestehe es, ich bin eine Frau der Welt, ich rede daher auch die Sprache der Welt, nicht ihre Romantik. Wollen Sie meine Nichte sein? Wollen Sie die Gattin Eugens von Montreuil werden? Er hat mich

nicht aufgefordert, für ihn zu sprechen; er kann das selbst thun; aber ich kenne seine Gefühle, und in der Meinung, daß meine Stimme nicht ohne Einfluß sein würde, habe ich gewagt, mich auszusprechen. Ich leugne nicht, daß Eugen und ich früher einmal an Fürst Negri's Schwester dachten, aber Jedermann weiß, daß ihr Bruder bei einer unglücklichen Spielpartie ihr Vermögen verspielt hat. Es thut mir leid, dies sagen zu müssen, denn Maria Negri ist ein reizendes Mädchen, und ihr Bruder durchaus nicht ein Spieler von Profession. Auch Eugen hing mit vieler Neigung an diesem sechzehnjährigen Kinde, aber seine Mittel erlauben ihm einmal nicht, eine Frau ohne Vermögen zu heirathen, und deshalb ist an dieses Project nicht weiter zu denken. Sie sind eine junge Dame von nicht gewöhnlicher Art. Eugen besitzt viel zu viel Takt und guten Geschmack, als daß er Ihre Vorzüge nicht anerkennen sollte. Sie halten ihn nach seiner äußeren Erscheinung vielleicht für zu leichtsinnig und sorglos, aber glauben Sie mir, er besitzt mehr Ehrgeiz, Schlauheit und Gewandtheit, als man ihm bei seinem Alter zutrauen sollte. Die Natur hat ihn zum Politiker bestimmt, und mit einer Gattin wie Sie sind, reich, brillant, zu einem Abgott der Welt geboren, weil Sie originell und genial sind, kann Eugen steigen und Sie mit sich bis zu den höchsten Stufen emportragen.

Obschon der Reichthum und seine Genüsse süß sind, so glauben Sie mir doch, ma chère Grace, daß es Etwas giebt, was so viel werth ist als Beides — une position politique.“

Und die hübsche kleine Baronesse nahm eine diplomatische Miene an. Grace hatte sie, in ihren Stuhl zurückgelehnt und die Hände auf den Knieen ruhen lassend, schweigend angehört. Jetzt blickte sie lächelnd auf und sagte:

„Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit, Madame, und glauben Sie mir, daß ich alle Vortheile, die Sie mir bieten, gebührend zu würdigen weiß. Aber —“

Die Baronesse legte ihr rasch die Hand auf den Mund.

„Sagen Sie Eugen so viel Abers, als Sie wollen,“ entgegnete sie in heiterem Tone, „denn ihm gegenüber haben Sie ein Recht dazu; mir aber, meine Theure, sagen Sie Nichts; ich wollte weiter Nichts, als daß Sie die Wahrheit wissen und darüber nachdenken sollten. Und nun,“ setzte sie hinzu, indem sie aufstand, „verlasse ich Sie. Wenn ich nicht irre, ist dies die Stunde, wo Sie spazieren fahren.“

„Ich will blos die Gräfin Karlski besuchen.“

„Eine reizende Frau, und welch ein interessanter junger Mann ist ihr Sohn! Nur schade, daß er sein Talent an einen Traum verschwendet! Sie wissen doch,

meine Theure, daß trotz aller Sympathie der ganzen Welt die Wiedergeburt Polens ein leerer Traum ist. Wie schön Ihnen doch dieser orientalische Putz steht! Sie sehen wirklich wie eine Sultanin aus Tausend und Einer Nacht.“

Sie drückte ihr sanft die Hand und empfahl sich mit anmuthigem Kopfnicken und einem freundlichen au revoir.“

Miß Lee's Wagen wartete schon unten und führte sie binnen wenigen Minuten zur Gräfin Karlski.

In einer der vielen düstern und engen Straßen zwischen dem Corso und der Tiber, in einem der alten Paläste Roms, wohnten die beiden polnischen Verbannten. Die Wohnung paßte für gefallene Größen. Das verwitterte Thor stand fortwährend offen; zwei antike Säulen schmückten es; das Gras wuchs ungehindert in dem düstern Hofe; zwischen einigen an der Mauer emporgethürmten Felsblöcken floß klares Wasser herab in einen zertrümmerten Sarkophag. Einst hatte sich die Asche eines stolzen Römers darin befunden, jetzt diente er als Wassertrog. Große grünblätterige Pflanzen wuchsen üppig rings umher. Das Ganze trug einen Anstrich von Vernachlässigung und Verfall, der in Rom überhaupt an Allem, vom Vatican an bis zur niedrigsten Wohnung herab, zu bemerken ist.

Miß Lee ward bereits erwartet. Sie ging allein

die breite Treppe hinauf. Eine ganze Bettlerfamilie saß auf den Stufen und genoß ihre Mahlzeit von gelbem Mais. Als sie Miß Lee sahen, sprangen sie alle auf und streckten begierig die Hände aus. Sie gab ihnen einige Münzen und ging dann weiter hinauf in die zweite Etage.

In einem Winkel des Treppenplatzes hatte sich ein großer Kehrichthaufen gesammelt; an dem auf den Hof gehenden Fenster hing nasse Wäsche zum Trocknen, und auf einer verschimmelt aussehenden Thür war eine kleine geglättete Karte angenagelt, auf der die Worte „Madame la Comtesse de Karlski, née Lobskoi" in gothischen Buchstaben gedruckt und mit einer Grafenkrone darüber zu lesen waren.

Grace klingelte. Ein schmutziges, schlampiges römisches Mädchen mit einer langen Silbernadel in dem Haar und einem Korallenhalsband um den braunen Hals öffnete. Miß Lee schritt durch ungeheuer hohe Zimmer, in welchen fast gar kein Geräth zu bemerken war, bis sie einen großen düstern Saal erreichte. Die von Pietro di Cortona al fresco gemalte Decke wimmelte von mythologischen Göttern; die mit Bildhauerarbeit verzierten Simse hatten noch nicht ihre ganze Vergoldung verloren; Mosaikarbeit zierte noch den Marmorfußboden; die Wände waren mit vergilbten

Tapeten bedeckt und die alterthümlichen Stühle und Sofas mit noch vergilbterem rothem Damast überzogen.

Vor einem großen, runden mit Papieren bedeckten Tische in einer der weiten Fenstervertiefungen saß die polnische Gräfin, eine kleine weißhaarige, feenhaft aussehende Frau in einem alten schwarzen Sammtkleide und einer phantastischen schwarzen Spitzenhaube, die mit einer Menge schwarzer Zierrathen ausgeputzt war.

Sie saß sehr still und las, während sie den Kopf ein wenig auf die rechte Schulter geneigt hielt. Die Straße war schmal, die hohen Häuser gegenüber versperrten alle Aussicht auf den römischen Himmel und ein gedämpftes Licht fiel auf die kleine Gestalt der Gräfin, die sich in den ungeheuren Dimensionen des Gemachs so zu sagen fast verlor.

Als sie Grace hörte, drehte sie sich herum, sprang mit einem Freudenrufe auf und lief mit einer Masse sich überstürzender Komplimente in französischer Sprache, die sie mit vollkommener Leichtigkeit und Eleganz redete, auf Grace zu.

Die Zeit hatte ihr Vieles geraubt, aber weder den Glanz ihrer schönen rastlosen Augen, noch die Anmuth ihres bezaubernden Lächelns, noch die Leichtigkeit ihrer raschen Bewegungen. Sie hob sich auf die Fußspitzen, um Grace auf die Wange zu küssen, ließ sie auf ihrem tiefen Stuhle Platz nehmen, schoß dann rasch und leicht

wie ein Colibri auf die andere Seite des Tisches, um ein Papier zu suchen, welches sie nicht gleich finden konnte, und sagte in ihrer raschen, eifrigen Weise:

„Ich habe mich recht nach Ihnen gesehnt — der heutige Morgen hat uns die triumphirendsten Nachrichten gebracht — Alles ist bereit — in zwei Monaten ist Polen frei! Sie müssen mich in Warschau besuchen,“ setzte sie, ihr die Hand drückend, hinzu.

Sie schien von Freude überzufließen; Grace aber hatte dergleichen hoffnungsvolle, triumphirende Redensarten zu oft gehört, als daß dieselben besonderen Eindruck auf sie hätten machen können. Die Gräfin hob wieder an:

„Das, was ich Ihnen sage, gründet sich auf die Autorität meiner eigenen Correspondentin; Stanislaus sagt mir wie gewöhnlich Nichts, aber ich weiß, daß Ihr letztes freigebiges Geschenk für unsere Sache uns Waffen, Leute und Munition verschafft hat. Alles ist bereit, und Rußland so gut wie vernichtet!“

Sie richtete ihre kleine, schlanke Gestalt so hoch wie möglich empor, und ihre hellen Augen funkelten wie Diamanten.

„Ja, ma chère Grace,“ hob sie wieder an, indem sie Miß Lee lachend auf die dunkle Wange klopfte, „Sie haben die Ehre gehabt, Rußland vernichten zu helfen.“

„En attendant,“ entgegnete Grace lächelnd, „ver-

gessen Sie nicht, daß ich gekommen bin, um Sie nach dem Colosseum abzuholen.“

„Ja, ja, ich weiß wohl; Stanislaus wird auch kommen. Ach, wie leid wird es mir thun, Rom verlassen zu müssen und meinen schönen Palast und den Garten da drüben, wo die Vögel den ganzen Tag singen, während ich hier sitze und von Polen träume.“

Miß Lee sah sich überrascht nach dem Garten um. An einem räucherigen Fenster des gegenüberstehenden Hauses sah sie einige Blumentöpfe mit Küchenkräutern von eisernen Stangen herabhängen und in einem alten Käfig eine alte schäbige Amsel.

„Ja,“ seufzte Gräfin Karlski, und ihre hellen Augen wurden feucht, „ich werde an dich denken, schönes Rom, selbst in Warschau; ich habe hier zu viel Sympathie gefunden. Gestern ward ich dem heiligen Vater vorgestellt. Er ertheilte mir seinen besonderen Segen, nicht in Worten, sondern in Blicken, welche hierher drangen.“

Sie legte sehr bewegt die Hand auf das Herz; ehe Grace antworten konnte, trat Graf Stanislaus Karlski in's Zimmer.

Der polnische Flüchtling war einer der merkwürdigen Männer Europa's, aber er hatte kein Vaterland, keine freie Sphäre für seine Thätigkeit, und mußte all seine Energie, all sein Talent an eine hoff-

nungslose Sache verschwenden. Seine Mutter hatte ihren feurigen Geist in ein Gefäß gegossen, welches edler war als das ihre. Ganz im Gegensatze zu ihr äußerte er nie ein Wort von seinen Hoffnungen, Befürchtungen oder Plänen. Er sprach nie von Polen, sehr selten von Rußland, und dennoch war sein Leben der Aufgabe gewidmet, das eine aufzurichten und das andere niederzuwerfen. Wenn es ihm nicht gelang, so lag der Grund davon darin, daß die Aufgabe eine übermenschliche war.

Seine äußere Erscheinung war ruhig und ernst; seine Manieren besaßen jene Ungezwungenheit und Einfachheit, welche hohe Geburt und gute Erziehung verleihen. Frauen verstand er ohne Mühe zu bezaubern und zwar durch ein Gemisch von Zärtlichkeit und Ehrerbietung, welches er sich in dem täglichen Umgange mit einer innig geliebten Mutter angeeignet.

Bei Männern machte er kein so großes Glück. Manche nannten ihn einen Träumer, Andere einen Abenteurer. Er war unglücklich, und die Männer sind nicht wie die Frauen; sie verachten das Unglück.

Grace achtete den Verbannten und war ihm gewogen, und er erwiderte dieses Gefühl. Seitdem sie mündig geworden, hatte sie unaufgefordert, denn er war zu stolz, um zu bitten, von ihrem unermeßlichen Vermögen große Summen gespendet, um die Sache

Polens zu fördern oder die leidenden Kinder des unglücklichen Landes zu unterstützen. Ihre Bescheidenheit und Zurückhaltung erhöheten in seinen Augen den Werth ihrer fürstlichen Geschenke. Sie fragte ihn nie aus, sie maßte sich nie Etwas an, sie mischte sich in Nichts, sondern gab um der reinen und einfachen Freude des Gebens willen.

Graf Stanislaus war gewöhnlich ernst, und Grace war daher heute überrascht, ihn heiter zu finden. Er lachte und scherzte mit ungewöhnlicher Fröhlichkeit, und selbst seine Mutter fragte lächelnd, was mit ihm vorgegangen sei.

Als sie aber das Colosseum, nach welchem sie fuhren, erreichten, schien seine frohe Laune sich plötzlich zu vermindern. Die Gräfin ging nach dem in der Mitte stehenden Kreuze und kniete auf die untere Stufe. Grace und ihr Sohn gingen langsam auf der mit Gras bewachsenen Arena hin und her; Alles war einsam, ruhig und schön.

Die Sonne schien braun und warm auf das gespenstische Skelett dieses todten Riesen eines entschwundenen Zeitalters. Grüne, theilweise blühende Pflanzen und Blumen wuchsen überall darauf herum; der bleiche, aber herrliche italienische Himmel schaute durch jeden zertrümmerten Bogen und jedes Fenster herein und breitete sich über dem gebrochenen oberen Rande

in wolkenloser Bläue aus. Ruhe und Frieden hielten den ganzen Platz umschlossen.

Sie sahen Niemanden, als einen einsamen alten Mann in einem zerlumpten Mantel und spitzigen Hut, der auf einer zerbrochenen Säule saß. Als er die beiden Fremden sah, kam er auf sie zu, streckte die Hand aus und zeigte lächelnd seine kleinen Schätze — zwei oder drei verwischte alte Münzen und einige Stücken Mosaik. Ehe noch Grace's stets zum Wohlthun bereite Hand ihre Börse herausziehen konnte, hatte ihr Begleiter ihm ein kleines Almosen gegeben und er entfernte sich.

Graf Karlski sah ihm lächelnd nach.

„Sein Name ist Juliano," sagte er; „wir sind schon alte Freunde. So früh als ich hierher kommen, so spät ich von hier fortgehen mag, sehe ich ihn entweder schon oder lasse ihn zurück. Das Colosseum ist sein Königreich, dieser zerlumpte Mantel ist sein Purpur, dieser alte Hut ist seine Krone und alle Fremde sind ihm tributpflichtig. Beobachten Sie ihn nur. So eben schreiten zwei wohlgekleidete Männer durch die Arena, aber er kommt ihnen nicht zu nahe. Es sind Römer, und Juliano weiß das auf einen Blick. Und auch er ist ein Römer; er besitzt das volle, dunkle Auge, die Adlernase, den wohlgeformten römischen Mund und das runde Kinn. Mit seinem weißen

bis auf die Brust herabwallenden Barte und dem mit der Grazie der antiken Toga um sich geworfenen Mantel könnte er dem Maler als einer der römischen Senatoren sitzen, von welchen er vielleicht abstammt. Und hier lebt er in dieser Ruine, froh, einige Bajocchi von dem gleichgültigen Fremden zu bekommen, dessen Ahn vielleicht an dieser selben Stelle als barbarischer Gladiator starb. „Ach dies,“ setzte er sich umschauend hinzu, „dies sind die Dinge, welche einen trösten, wenn man die schwere Hand der Vorsehung auf sich lasten fühlt. Die stolzesten, die tyrannischsten Nationen haben ihren Tag der Vergeltung; die Unterdrückten können mit Gewißheit einer rächenden Zukunft entgegensehen; aber mittlerweile ist die Gegenwart doch bitter.“

„Möchten Sie etwas Anderes sein als ein Pole?“ fragte Grace lächelnd.

„Nein, das verhüte der Himmel!“ entgegnete er rasch; „aber,“ setzte er traurig hinzu, „wer, der einer andern Nation angehört, möchte wohl ein Pole sein — Niemand; nicht einmal Sie, so gut und edelmüthig Sie auch sind, auch Sie würden keine Polin sein wollen — nicht wahr nicht?“

„Warum nicht?“ fragte Grace.

„O, wenn ich das wirklich glauben könnte!“

sagte er, indem er sie fest anblickte, „wenn ich das wirklich glauben könnte!“

Grace blieb stehen; er ebenfalls; seine Augen hefteten sich mit einem seltsamen Ausdruck auf die ihrigen; Worte schienen auf seinen Lippen zu zittern. Endlich sprach er:

„Miß Lee, Sie sind eine großmüthige Freundin Polens gewesen! Wollen Sie seine Tochter werden und das Loos seines verbannten Sohnes theilen?“

Miß Lee konnte nicht leicht überrascht werden, denn ihre Fassungsgabe war schnell und nahm jeden Eindruck sofort auf. Ihre Antwort war augenblicklich da.

„Wozu?“ fragte sie, „Polen bedarf keine solche Tochter — ein Verbannter keine solche Last.“

Er erröthete und biß sich auf die Lippe. Sie hob wieder an:

„Haben Sie schon lange daran gedacht?“

„Sie halten mich für anmaßend,“ antwortete er mit wehmüthigem Lächeln, „weil ich Ihnen ein edleres Loos biete, als das blos dem Vergnügen und der Unterhaltung gewidmete Wanderleben, welches Sie jetzt führen. Verzeihen Sie mir, wenn ich, weil ich in Ihnen die Verheißung edlerer Dinge und eine heroische Natur sehe, die sich selbst nicht kennt, Sie aufforderte, die Tochter der armen Polonia zu werden. Ja, sie ist

jetzt arm, das gebe ich zu, aber wer weiß, ob nicht dereinst die Belohnung, die sie den wenigen Treuen spendet, ihre Armuth übertrifft.“

Und dieser Urenkel eines Königs, ehrgeiziger vielleicht als er selbst wußte, schaute Grace mit vorwurfsvollem Stolze an. Sie lächelte und schüttelte den Kopf.

„Ich bin nicht, was Sie glauben,“ sagte sie. „Mein Freund, nehmen Sie ein polnisches Bauermädchen, erwecken Sie sie zum Gefühl glühender Entrüstung, zum Bewußtsein eines aus der Reihe der Nationen gestrichenen Volkes, eines unterdrückten Glaubens; thun Sie, wenn Sie können, was Gott allein thun kann, entzünden und entflammen Sie eine menschliche Seele, schaffen Sie eine neue Jeanne d'Arc, dann werden Sie in der That etwas für Polen gethan haben!“

„O daß ich es könnte — daß ich es könnte — aber Sie thun sich Unrecht — überdieß haben Sie mich nicht gehört — wollen Sie mich hören, Miß Lee?“.

Sie neigte stumm und zustimmend das Haupt. Er sprach mit jener seltsamen, verführerischen Beredsamkeit, die schon vor diesem Tage so manches zögernde Herz für die Sache seines Vaterlandes bewegt und besiegt hatte. Grace lauschte mit entzücktem Ohre die-

ser süßlautenden Melodie, aber sie war nicht überzeugt. Er las es in ihrem Blicke und sagte schnell:

„Geben Sie mir noch keine Antwort — die Büßenden kommen so eben zur Via Crucis herein; wenn das Gebet vorüber ist, sagen Sie mir, was Sie entschieden haben.“

Die Prozession zog singend in die Arena herein; die Männer stellten sich auf die eine Seite, die Frauen auf die andere. Ein junger Mönch erstieg die Plattform und predigte kurz, aber eindringlich über Sünde und Reue; ein älterer Mönch stand in ernster, lauschender Stellung neben ihm. Die Leute saßen oder standen einzeln umher, auf dem Grase, auf den Stufen des Kreuzes, auf den Marmortrümmern. Dann folgten die Stationen.

Um diese einst mit Blut befleckte Arena verewigen vierzehn niedrige Altäre die Schritte, durch welche der Gottmensch die Stelle seines bittern Leidens und schmachvollen Todes erreichte. Vor einem jeden dieser Altäre kniete die Menge nach der Reihe nieder, betete und sang — ein seltsames, ergreifendes Schauspiel, während der blaue Himmel herabschaute und die alten Mauern diese Klänge des Gesanges und Gebetes zurückgaben.

Die Gräfin Karlski war in Andacht versunken, Grace konnte nicht umhin, ihren Sohn anzusehen.

Seine Stirn war ungewöhnlich ernst, sein ganzes Gesicht ungewöhnlich umwölkt; er schien in Gedanken versunken zu sein.

„Er will ein verzweifeltes Spiel unternehmen,“ dachte Grace, „und möchte mich zum Einsatz machen. Ja, ja, er liebt mich genug, um mich der ersten und obersten Liebe seines Herzens — Polen — zu opfern.“

Plötzlich schlug er die Augen auf und begegnete den ihren; er lächelte, als ob er ihre Gedanken erriethe, und Grace lächelte ebenfalls, denn ihr Entschluß war gefaßt.

Alles war vorüber, der Gesang der Prozession verhallte in der Ferne. Gräfin Karlski erhob sich. Sie stellte sich auf die Fußspitzen und flüsterte Grace geheimnißvoll in's Ohr:

„Sie warten doch wohl noch fünf Minuten — ich habe noch ein ganz besonderes Gebet zu verrichten.“

Grace war damit einverstanden und setzte sich auf die Stufen eines der verlassenen Altäre. Graf Karlski kam sofort und setzte sich neben sie.

„Nun?“ sagte er lächelnd und es lag ein seltsamer süßer Zauber in seinem Lächeln und in dem Blick seiner dunkelblauen Augen, als er, seinen Ellbogen auf das Knie und die Wange stützend, Grace ansah.

„Sie stehen im Begriff, eine neue Revolution

zu machen,“ sagte sie. „Ich frage nicht, ich spreche eine Thatsache aus.“

„Sehr schlau gerathen. Wissen Sie nicht, daß ich in Revolutionen lebe?“

„Nun denn, offen gestanden, eine revolutionaire Atmosphäre würde mir nicht zusagen.“

„Ist das Ihre letzte Antwort?“

„Mein Freund, sie ist es.“

Er schaute sie mit vorwurfsvollem Blicke an. Grace's Augen waren auf den Boden geheftet und ihr Zeigefinger schrieb eine Reihe Ziffern in den Sand. Er folgte ihren Bewegungen mit neugierigem Blicke.

„Würde das hinreichend sein?“ fragte sie, indem sie lachend aufblickte.

Er fuhr zusammen und erröthete.

„Sie scherzen,“ sagte er; „selbst Sie, für so reich auch die Welt Sie hält, selbst Sie könnten das nicht geben.“

„Gleich auf einmal könnte ich es allerdings nicht. Aber innerhalb sechs Monaten — stellen Sie mich auf die Probe.“

Es dauerte einige Zeit, ehe er sprach. Endlich blickte er auf und sagte in innigem Tone:

„Sie sind ein edles Wesen!“

Das Gebet seiner Mutter war beendet. Sie stand auf und kam heiter und lächelnd auf ihn zu.

Miß Lee erreichte den Palast Colonna gerade zur rechten Zeit zum Diner des Gesandten. Der Gesandte selbst, Frau von Montreuil, ihr Neffe und Grace waren die einzigen anwesenden Personen, aber sogar das Speisezimmer hatte einen diplomatischen Anstrich, wie überhaupt Alles rings umher.

Seine Excellenz Herr von Montreuil war ein diplomatischer Mann, lang, hager, von strenger Miene und lakonischer Ausdrucksweise — ganz der Mann dazu, um einen goldgestickten Rock, Band, Kreuze und Orden zu tragen, bei öffentlichen Ceremonieen zu figuriren und bei einem Diner des Ministers angemessen, geheimnißvoll und feierlich auszuschauen. Er war ein undurchdringlicher Mann, welchem Niemand, nicht einmal Frau von Montreuil selbst, jemals Etwas abzulocken vermocht hatte; ob aber wegen seiner Tiefe oder wegen seiner Seichtheit, vermochte Madame selbst nicht zu ermitteln. Er sprach nie ein Wort über Politik; er las alle Zeitungen, machte sich Notizen über Personen, die ein außerordentlich hohes Alter erreicht hatten, verbrachte jeden Morgen eine Stunde mit seinem Secretair, fuhr jeden Nachmittag am Pincio spazieren, lebte wie jeder andere Gentleman, und führte den Namen homme d'état.

Bei der gegenwärtigen Gelegenheit war er wie gewöhnlich gegen Miß Lee sehr artig, aber etwas

schweigsam. Als das Dessert aufgetragen ward, ging er an das offene Fenster, setzte sich auf seinen Stuhl und las das Journal des Débats.

Eugen von Montreuil, ein blondhaariger Stutzer mit schlanker Taille und dünnem Schnurrbart, entschädigte jedoch vollauf für das Schweigen seines Onkels. Er sprach in einem fort, à tort et à travers, mit jenem leichten, funkelnden französischen Witze, der mehr in der Form, mehr in einer gewissen Präcision der Rede als in dem Inhalte oder Sinne liegt.

Er unterhielt die Damen mit dem Geschwätz des Tages — die Herzogin von Croy hatte Rom verlassen, die Fürstin Sobenhausen war eben angekommen; Prinzipessa Russoli stand im Begriff, ihre Tochter an einen gewissen englischen katholischen Edelmann zu verheirathen, dessen Namen man noch nicht wußte.

Allem Anscheine nach nahmen diese Kleinigkeiten seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, und dennoch verrieth sich einem scharfen Beobachter der ehrgeizige Mann durch den unruhigen Blick, durch das Lächeln welches sich vergebens bemühte, gleichgültig zu erscheinen. Auf dieselbe Weise sprach er sich über seine bevorstehende Parlamentswahl aus und machte aus seinen Absichten durchaus kein Hehl. Er hatte sich vorgenommen, dreien Damen eifrigst den Hof zu machen, und durch diese ihre einflußreichen Männer zu

gewinnen. Die Aufgabe war, wie er selbst gestand, gar nicht leicht.

„Frau von Broc verabscheuet Frau von Gersueil, welche wiederum Frau von Menard verabscheuet. Ach es ist eine delikate Sache,“ setzte er hinzu und der Schatten eines nachdenklichen Runzelns sammelte sich auf seiner glatten Stirn. „Ich muß sie jede für sich allein bearbeiten,“ setzte er ernst hinzu.

„Aber wie, wenn Sie nun einmal mit allen Dreien zusammenkommen?“ fragte seine Tante. „Dann müssen Sie sich gefangen geben.“

„Gefangen!“ antwortete er, indem er sich mit der Hand durch das kastanienbraune Haar fuhr, „gefangen! keineswegs, denn in diesem Falle müssen Frau von Broc und Frau von Menard durch einander gegenseitig beschäftigt werden. Eine Rivalität kann nicht stattfinden, denn sie sind nicht Feindinnen, oder, was entre dames fast ebenso schlimm ist, Busenfreundinnen.“

„Ich danke Ihnen, Herr Neffe,“ sagte Frau von Montreuil.

Er verneigte sich und fuhr fort:

„Dann muß ich Frau von Broc's Aufmerksamkeit auf irgend eine übelgekleidete Dame lenken, Frau von Menard mit einer dritten Person wegen irgend einer kleinen Skandalgeschichte in's Gespräch bringen

und wenn mir dies Beides gelungen ist, so widme ich mich Frau von Gersueil.“

„Sie umgehen die Schwierigkeit. Ich sprach von den Dreien zusammen.“

„Wohlan, lassen Sie sie Alle beisammen sein,“ lautete die heldenmüthige Antwort. „Seul contre trois, der einzige Horatier gegen die drei Curiatier, werde ich dennoch siegen. Ich verbünde dann Frau von Broc und Frau von Menard, und ordne Frau von Menard ein wenig Frau von Gersueil, und Frau von Gersueil ein wenig Frau von Broc unter. Die, welche haßt, wird nichts fühlen.“

„Ist das nicht ein impertinenter Mensch?“ sagte Frau von Montreuil zu Grace.

Miß Lee lächelte. Eugen, welcher überzeugt war, daß er einen unwiderstehlichen Eindruck gemacht, wollte sich noch weiter über die Sache aussprechen, als man auf einmal die Stimme des Gesandten hinter seinem Journal hervor vernahm, aus welchem er laut vorlas:

„‚Am 4. dieses Monats starb in der Stadt Annecy in Savoyen eine Frau, Namens Jeanne Leroux, in einem Alter von hundert und fünfzehn Jahren, fünf Monaten und drei Tagen.‘ — Eigenthümlich,“ setzte Seine Excellenz hinzu; „dies ist der merkwürdigste Fall in diesem Jahre.“

Er zog sein Notizbuch heraus, schrieb einige Worte hinein und las dann weiter.

„Ich glaube, wir müssen nun allgemach an die schreckliche Toilette denken,“ sagte Frau von Montreuil, indem sie aufstand und Grace den Arm lieh. Sie führte sie fort, indem sie ihr geheimnißvolle Rathschläge zuflüsterte und sie inständig bat, nur ja auf keinen Fall Gelb zu tragen.

„Es ist wieder ein Bouquet für Mademoiselle angekommen,“ sagte Mademoiselle Dupuis lächelnd, als Miß Lee in ihr Ankleidezimmer trat. Grace liebte die Blumen und neigte sich daher erfreut über die zarten Blüthen.

„Es ist auch ein Brief dabei,“ hob die Zofe wieder an.

Diesmal war der Brief in Prosa, nicht in Versen, der Name des Dichters aber, Mario Negri, stand deutlich darunter geschrieben. Es war ein Liebesbrief, aber ein ehrerbietiger, und sein Inhalt ein sehr deutlich ausgesprochener Heirathsantrag.

Grace las ihn aufmerksam und legte ihn dann lächelnd weg.

„Der auch!“ dachte sie und versank in stille Betrachtungen.

Indessen hatte sie dazu nicht lange Zeit, denn

erstens beschäftigte sie ihre Toilette und dann Frau von Montreuil's Gegenwart vollständig.

Endlich waren beide Damen fertig. Die Gesandtin war geschmackvoll und reich gekleidet, Grace mit ungewöhnlicher Einfachheit. Sie trug ein schlichtes, weißes orientalisches Musselingewand, ein goldenes Diadem, welches ihr dunkles Haar umschlang und nur einen Schmuck von wirklichem Werthe, das an diesem Morgen gekaufte Kameen-Armband.

„Sehr geschmackvoll,“ murmelte Frau von Montreuil beifällig; „sehr geschmackvoll.“

Nie hatte es in Rom eine schönere Fête gegeben, als die der Fürstin Doria. Die prachtvollen Zimmer sahen doppelt prachtvoll. Der Wohlklang der Musik, der Duft der Wohlgerüche erfüllte die ganzen weiten Räume. Süße Worte, süße lächelnde Blicke, schöne Frauen — Alles, was die Sinne und Augen entzücken konnte, war da.

Mistreß Chesterfield war auch zugegen. Ihre erste Aufgabe war gewesen, Grace ausfindig zu machen. Sie sah sie an dem Ende des Ballsaales im Gespräch mit einigen Damen stehen; dann erblickte sie mit unwillkürlicher, aber auch unüberwindlicher Eifersucht Fürst Negri, der sich mit nachlässigem, aber sicherem Schritte der reichen Erbin näherte. Es lag Etwas in seinem schönen, dunkeln Gesichte, was den

Vorsatz ausdrückte, zu gefallen, eine Bedeutung, welche einst auch ihr gegolten, und die sie daher wohl kannte.

„Ich weiß nicht, warum ich mir Etwas daraus machen sollte,“ dachte sie; „er ist doch weiter nichts, als ein falscher Italiener, obendrein ein Spieler, und dann müßte man auch noch jene entsetzliche Abschwörungsceremonie durchmachen. Er muß ihr aber doch etwas sehr Angenehmes sagen, da sie so lächelt.“

Sie konnte die Augen nicht abwenden. Aus Grace's Antlitz strahlte Leben und Anmuth, Fürst Negri war außerordentlich schön, selbst in seinem Lande schöner Männer und Frauen. Er sah auch wie ein Fürst. Vergebens wünschte Mrs. Chesterfield, daß durch Jemand das tête-à-tête unterbrochen werden möchte, welches in dem ringsum herrschenden Gewimmel und Gedränge nur um so sicherer gehalten ward.

Doch selbst in einem Traume wechseln die Bilder nicht rascher, als in einem Ballsaal. Ein Freund, oder vielmehr ein langweiliger Mensch, kam und forderte sie auf, die schönste Dame anzusehen, die ihm seit langer Zeit zu Gesicht gekommen. Mrs. Chesterfield verstummte vor dieser Impertinenz, senkte dann ihre Augenlider, gebrauchte ihren Fächer, sah den Frager kalt und gleichgültig an und

schüttelte ihn auf diese Weise ab, wie ein lästiges Insekt. Als sie wieder hinsah, waren sowohl Grace als Negri verschwunden.

Es dauerte einige Zeit, ehe sie sie wiedersah; endlich entdeckte sie sie in einem Spielzimmer, und zwar zu ihrer großen Ueberraschung beim Spiel; mehrere Damen und Herren sahen zu. Mrs. Chesterfield gesellte sich zu der Gruppe, als eben Grace lachend aufstand. Fürst Negri stand etwas aufgeregt auf. Mrs. Chesterfield verweilte, um mehr zu erfahren. Sie konnte nichts Sicheres erkunden. Einige sagten, Miß Lee habe tausend Scudi gewonnen; Andere dagegen behaupteten, sie habe, wir getrauen uns nicht zu sagen, wie viel tausend verloren, und zwar auf einen einzigen Satz.

„Sagen Sie mir nur, wie die Sache sich eigentlich verhält," sagte Mrs. Chesterfield zu Frau von Montreuil; „wer hat verloren, und wer hat gewonnen?"

„Das weiß der Himmel," entgegnete die Baronesse und zuckte gleichgültig die Achseln; „aber sehen Sie sie nur an, ist sie nicht schön? Die schönste Dame im Zimmer, sagt Eugen."

Mrs. Chesterfield sah hin und erblickte eine junge liebenswürdige Dame von der begeisterten Schönheit einer Sappho oder einer Corinna sich auf

den Arm eines langen schönen Mannes stützend. Sie erkannte Gerald Lee. Dies war also die junge Dame, die er vor sechs Jahren aus Liebe geheirathet; sie ward bleich bei dem Anblicke dieses neuen Sterns, der ringsum ein Murmeln der Bewunderung erweckte; indessen sagte sie mit verstellter Gleichgültigkeit:

„In der That eine schöne Frau. Aber wo ist Miß Lee?“

„Da, da, Ihnen gerade gegenüber; sie tanzt mit Eugen.“

Es ist angenehm, mit Franzosen zu tanzen; sie tanzen gut, sie tanzen gern; sie freuen sich an ihrer eigenen reizenden Person, und in gewisser discreter Weise auch an ihren Tänzerinnen. So an Allem und an Jedermann Gefallen findend, verfehlen sie selten wieder zu gefallen. Eugen von Montreuil that alles Mögliche, um Miß Lee zu amüsiren. Dies gelang ihm auch vollständig; er sah es, und als er sie wieder nach ihrem Sitze zurückführte, dachte er: Jetzt ist der geeignete Augenblick da.

In der französischen grande monde ist der Mann viel zu fein gebildet, als daß er die Dame lieben sollte, welche er zu heirathen wünscht, und wer weiß, in welchen Ausdrücken ehrerbietiger Bewunderung Herr von Montreuil Miß Lee seine Gefühle erklärt haben würde, wenn sie nicht plötzlich gesagt hätte:

„Ich sehe Fürst Negri's Schwester nicht."

Eugen von Montreuil lächelte mit etwas bitterem Ausdrucke.

„Ich finde es sehr natürlich, daß Sie sie nicht sehen. Man sagt, sie sei in einem Kloster — um bald den Schleier zu nehmen."

„Das Publikum erzählt oft alberne Mährchen. Ich glaube es nicht; fragen Sie einmal Fürst Negri selbst, wenn Sie die Güte haben wollen."

Eugen von Montreuil drehte sich rasch herum. Er sah den Italiener so nahe stehen, daß dieser ihre letzten Worte gehört haben konnte — er erröthete.

Fürst Negri bestätigte lächelnd Miß Lee's Behauptung. Seine Schwester hatte allerdings eine Wahl getroffen — aber eine weltliche.

So viel Selbstbeherrschung und Geistesgegenwart Eugen de Montreuil auch in der Regel besaß, konnte er doch nicht einige Aufregung bergen, als er diese so unerwartete Neuigkeit vernahm.

„Ich sagte es Ihnen gleich," rief Grace lachend. Hier näherte sich Mrs. Chesterfield, und der günstige Augenblick, den ihr Tänzer sich entschlüpfen lassen, kehrte diesen Abend nicht mehr wieder.

„Sagen Sie mir," flüsterte Mrs. Chesterfield, „was machten Sie denn in dem Spielzimmer?"

„Wir spielten."

„Haben Sie verloren oder gewonnen?"

„Ach, sagen Sie mir doch," rief Miß Lee, ohne auf die Frage zu antworten, „wer ist denn diese liebenswürdige Dame?"

„Nun, das sollten Sie doch wissen," entgegnete Mrs. Chesterfield, sich auf die Lippen beißend; „das ist ja Ihre Cousine, Mrs. Gerald Lee. Sie sind seit drei Tagen in Rom. Ich glaube, sie leidet an der Auszehrung. Wie ich gehört, standen sie auch in Unterhandlung wegen des Armbandes, welches Sie da tragen, aber Sie überboten sie, ohne es zu wissen, und da das Gold auf dieser Welt Alles beherrscht, so haben Sie gesiegt."

Gerald Lee und seine Gattin standen im Begriff, sich zu entfernen. Er blickte sie liebreich und stolz an, und lächelnd erwiderte sie diesen Blick. Sie waren schon seit Jahren verheirathet, aber ihre Liebe war weder erkaltet noch veraltet. Grace's Blick folgte ihnen, bis sie unter der Menge verschwanden, dann sagte sie mit vieler Wärme: „Gott segne sie beide."

„Ein furchtbar langweiliger Aufenthalt hier," rief Mrs. Chesterfield ungeduldig.

„Ja wirklich, sehr amüsant," sagte Grace, die nicht recht gehört und daher mißverstanden hatte.

Wohl hatte sie Grund, dies zu sagen. Von

Frau von Montreuil eingeführt und durch ihren ungeheuern Reichthum empfohlen, konnte Miß Lee überall, wohin sie kam, darauf rechnen, Freunde zu Dutzenden zu finden. Ehe Mrs. Chesterfield antworten konnte, hatte eine heitere Gruppe Grace's Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, und die Schönheit sah dieses reiche und nicht schöne Mädchen im Genusse fast eben so süßer Schmeicheleien, als jemals deren zu ihren Füßen niedergelegt worden waren.

Und ihre braune Wange erglühete vor Freude, und wenn ihre hellen Augen den Zauber des Festes auch lachend durchschauten, so funkelten sie dennoch wie Diamanten. Gefielen ihr denn alle diese Huldigungen? Warum nicht? O Welt, du bist in der That ein Zauberer! Wir mögen dich schelten, wir mögen dich einen falschen Freund und einen Verräther nennen, dennoch ziehst du uns immer wieder zu dir zurück. Dein Hauch mag zu fieberhaft sein, aber dennoch ist er süß; deine Stimme mag trügerisch sein, aber sie ist wonnig.

„O Leben, du bist süß!“ dachte Grace. Sie saß allein in ihrem Zimmer und hing ihren Gedanken nach. Sie war zu unabhängig, als daß sie nicht dann und wann sonderbare Dinge hätte thun sollen, und besaß zu viel Phantasie, um nicht das Sonderbare zu lieben. Sie war jung, romantisch und edelmüthig bis

zur Thorheit. Erfüllt von Glauben und Hoffnung und glücklich in ihrer Unerfahrenheit, lächelte sie bei der Erinnerung an jenen Tag. Sie sah einen Bruder lebenslanger Reue entrissen, ein trauerndes Mädchen der Freiheit wiedergegeben und — herrliches, obschon trügerisches Bild! — eine Nation von ihren Fesseln befreit — Alles durch sie!

Mademoiselle Dupuis unterbrach sie in ihren Träumen; sie legte einen versiegelten Brief vor ihre Gebieterin auf den Tisch und entfernte sich. Grace betrachtete den Brief neugierig; er ward ihr von ihrem Anwalt übersendet, mit der Bitte, die Nachlässigkeit seines Schreibers zu entschuldigen, der ihn in einem finstern Schubfache des Bureau's liegen gelassen und vergessen. Er war von unbekannter Hand an Miß Gertrude Lee adressirt, dem Datum nach schon zwei Jahre alt, und lautete folgendermaßen:

Miß Gertrude!

„Der Dank ist etwas Armseliges. Ich schiebe den „meinigen auf, bis ich Ihnen beweisen kann, daß „ich die Bücher zu benutzen verstehe, welche Ihre „Güte jetzt aus einem sechsjährigen Darlehen in ein „Geschenk verwandelt. Ich habe die Ehre, mich zu „unterzeichnen als Ihr

„gehorsamer Diener

„John Owen.“

Grace legte John Owen's Brief wieder lächelnd auf den Tisch. Es schien ihr sonderbar, an einem Tage, wo sie Gold wie Spreu ausgetheilt, an ein so unbedeutendes Geschenk erinnert zu werden. Und doch lächelte sie heiter, denn sie sah sich wieder neben dem gleichgültigen jungen Manne stehen, der sich nicht auf ihren Namen besinnen konnte und sich kaum herabließ, ihr zu danken. Die Erinnerung an unsere Jugend ist zu allen Zeiten unsers Lebens ja so süß.

Dieser kurze, stolze Brief äußerte auf Grace einen seltsamen Zauber. Sie las ihn immer und immer wieder, bis er sie in jene rastlose Aufregung versetzte, welche durch die letzten wenigen Wochen in Schlaf gelullt worden. Den drittnächsten Tag hatte sie Rom verlassen. Niemand wußte, wohin sie gereis't war. Manche sagten, sie sei wieder nach Egypten; Andere, nach Sicilien und Spanien, aber Niemand tadelte sie darum.

Noch lange sprach man von Miß Lee in der heiligen Stadt. Sonderbare Geschichten erzählte man von ihrer Großmuth und Freigebigkeit. Jeder wußte, daß sie ihre prachtvollen Spitzen Mrs. Chesterfield geschenkt, daß der beste Theil ihrer kostbaren römischen Schätze im Palaste Colonna geblieben war, und daß sie den Tag vor ihrer Abreise gewagt hatte, ihr Kameen-Armband Mrs. Gerald Lee zu übersenden und

zwar mit einem so herzlichen und natürlichen Briefe, daß ihr Gemahl ihr gestattet hatte, das Geschenk anzunehmen. Einige wollten sogar behaupten, sie habe Fürst Negri's Schwester auf seltsame Weise ausgesteuert, und Andere wollten wissen, sie habe dem Grafen Karlski mehrere Millionen geschenkt, Alle aber stimmten darin überein, daß Grace Lee reich sei wie Krösus, und freigebig wie eine Königin.

Drittes Kapitel.

In Italien schien die Sonne warm und golden, aber in England ging ein kalter Wind. Mit schauerlichem Geheul fegte er um die ruhige nordische Wohnung, wo an jenem Wintertage Grace von endlosen Wanderungen geträumt hatte. Jahre waren unsichtbar über das Haus hingegangen; das Feuer brannte noch eben so hell, das Wohnzimmer sah noch eben so freundlich aus wie damals, auch dieselben Gestallen waren noch da. — Dr. Crankey saß über seiner Kirchengeschichte und wenige Schritte von ihm Miß Amy nähend am Kamin. Es fehlte weiter Niemand als das brünette Mädchen, welches damals auf den Wind gehorcht und in der hebräischen Bibel gelesen hatte.

„Das ist aber doch zu schlecht von Grace," sagte Dr. Crankey, indem er die Feder niederlegte. „Ist das Mädchen denn gestorben?"

„O, das wollen wir nicht hoffen, lieber Doctor," entgegnete Miß Crankey ängstlich; „als sie das letzte Mal schrieb, sagte sie: ‚Ich verließ Euch, als die Schwalben fortzogen; wenn sie wiederkommen, könnt Ihr nach mir ausschauen;' und Sie wissen, lieber Doctor, vorige Woche kam die erste Schwalbe und —"

Der Doctor befahl ihr ungeduldig, zu schweigen und ihn nicht länger vom Schreiben abzuhalten. Kaum aber waren fünf Minuten verflossen, so kam er selbst wieder auf denselben Gegenstand zurück.

„Grace," begann er; hier schwieg er, denn in diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und Grace selbst trat ein.

Sie kam in bloßem Kopfe, gerade als ob sie von einer häuslichen Arbeit abgerufen worden wäre, in einem schlichten schwarzen Kleide, so wie sie früher getragen, in Haltung, äußerer Erscheinung und Tracht ganz dieselbe wie früher.

Miß Crankey ließ ihre Näharbeit auf die Kniee sinken und der Doctor murmelte ein tiefes „Hm!"

„Ist es Zeit, den Thee zu machen?" sagte Grace zu Miß Amy — „oder kann ich erst eine Weile im heiligen Basilius lesen?" setzte sie zu dem Doctor gewendet hinzu.

Sie blieben stumm; Grace lachte und setzte sich zwischen sie. Sie legte ihren Kopf auf Miß Amy's

Schooß und ihre Hand auf das Knie des alten Priesters. Miß Amy fing an, krampfhaft zu schluchzen; Dr. Crankey, der alle Gemüthsbewegungen als eben so viele Schwächen betrachtete, sagte trocken: „Also in dieser Gestalt kommst Du aus Egypten zurück, ohne Etwas auf dem Kopfe?“

„Aus Egypten!“ rief Grace, und fuhr in die Höhe; „Sie wollen doch nicht sagen, ich käme aus Egypten oder ich sei gestern nicht hier gewesen? Unsinn!“ setzte sie hinzu, indem ihr Kopf wieder auf die Kniee ihrer Cousine zurücksank; „ich kann Ihnen sagen, wo wir im heiligen Basilius stehen geblieben sind, eben so wie ich Miß Amy sage, daß sie mich gestern Abend eine blaue Nelke mit gelben Blättern sticken ließ. Ich wollte lieber grüne Blätter sticken, aber sie sagte, Gelb stünde zu Blau besser.“

„Das ist vollkommen wahr!“ rief Miß Amy immer noch schluchzend, „das Kind hat aber auch gar nichts vergessen.“

„Ich will wetten, daß sie ihr Griechisch vergessen hat,“ sagte Dr. Crankey mürrisch.

Grace stellte dies entrüstet in Abrede. Die arme Miß Amy unterdrückte ihr Schluchzen, um als Friedensstifterin aufzutreten. Es war als ob nicht Jahre verflossen wären, sondern als ob Grace sie blos einen Tag lang verlassen hätte. Auch wollte sie durchaus

nicht von ihren Reisen oder von etwas Anderem sprechen, was sich seit dieser Zeit ereignet hatte. Ohne Begleitung, allein, in schlichter Kleidung, mit Zurücklassung ihres Gefolges und ihres Luxus war sie zu ihnen gekommen, um aus der süßen Quelle der Vergangenheit einen tiefen erfrischenden Zug zu thun.

Grace befand sich seit ungefähr einer Stunde bei ihren beiden Freunden, als die Thür des Zimmers sich öffnete und ein blonder sechzehnjähriger Knabe mit großen Augen und einem Buche in der Hand hereintrat. Als er Grace erblickte, blieb er stehen. Auch sie sah ihn ein wenig überrascht an.

„Es ist weiter Niemand als James Crankey, mein Neffe," sagte Dr. Crankey. „Komm nur herein, James, Du brauchst Dich vor Grace nicht zu fürchten, obschon sie sich auf das Griechische besser versteht, als Du."

Der junge Mann nahm von diesen Worten keine Notiz, sondern setzte sich auf den Platz, auf welchem in früheren Jahren Grace gesessen, schlug sein Buch auf, und blickte den ganzen Abend nicht wieder in die Höhe.

Dr. Crankey hatte einen jüngern Bruder gehabt, welcher in Wales starb. Dieser Bruder hinterließ Dr. Crankey einen Neffen, der eines Tages seinem Onkel ganz unerwartet über den Hals kam, ohne weiter Etwas zu sagen, als daß seine Mutter ihn geschickt habe.

Dr. Crankey war sehr böse darüber, dann ward er milder, dann gewöhnte er sich an den Knaben und endlich gewann er ihn lieb. Er nahm ihn sofort im Griechischen und Lateinischen vor, und James war, obschon er nicht so geschwind lernte wie Grace, doch ein herzensguter und fleißiger Junge.

Alles Dies erzählte Miß Amy ihrer lieben Grace am nächsten Morgen.

Stille, glückliche, friedliche Wochen folgten auf Miß Lee's Rückkehr in die Heimath ihrer Jugend. Zu Miß Amy's großer Freude begann sie einen prachtvollen Altarteppich von Zephyrwolle. Griechisch ward zu Dr. Crankey's großem Aerger gänzlich vernachlässigt, dennoch übertrug er ihr, wenn er selbst zu sehr beschäftigt war, die Aufsicht über die Studien seines Neffen.

James Crankey fühlte sich verletzt, einen weiblichen Aufseher zu bekommen, aber sein Onkel wollte von keinem Widerspruche hören und der junge Mann fügte sich. Entweder aber war es die scharfe nordische Luft oder das angestrengte Lernen, was ihm nicht zusagte, denn nach einiger Zeit ward er krank.

Miß Amy pflegte ihn sorgfältig, und gegen diese schien er auch dankbar zu sein; wenn aber Grace ihn zuweilen pflegte, schien er kaum auch nur höflich sein zu können. Sein Onkel hielt ihm jedoch darüber eine ernste Strafpredigt, und James gab Reue zu erkennen,

entschuldigte sich und ward in seinem Benehmen gegen Miß Lee ein wenig artiger.

Er befand sich auf dem Wege der Besserung, und der Frühling lächelte im Norden, als an einem schönen Aprilmorgen Miß Amy den Doctor auf geheimnißvolle Weise ersuchte, ihr auf fünf Minuten unter vier Augen Gehör zu schenken.

„Ja wohl," entgegnete er überrascht und machte sich darauf gefaßt, zu hören, daß Miß Crankey das Benehmen Anna's, der Köchin, nicht mehr mit ansehen könne, daß eine Veränderung vorgenommen werden müsse u. s. w.

„Ich weiß nicht," begann Miß Amy, „ob Sie bemerkt haben, Doctor, wie langsam es mit dem guten Jungen besser wird. Ich fürchte, es steht mit ihm schlimmer, als Mr. Bell glaubt."

„Ach dummes Zeug! der Junge wächs't."

Miß Amy hustete, rückte hin und her und suchte eine Art und Weise aufzufinden, wie sie ihre Meinung entfernt andeuten könne; da sie aber keine fand und bemerkte, daß der Doctor ungeduldig ward, so ging sie sofort mit der Sprache heraus und sagte:

„Mein lieber Doctor, das ist es nicht; Ihr Neffe — kurz und gut, Ihr Neffe liebt."

Dr. Crankey öffnete den Mund und sank entsetzt in seinen Stuhl zurück.

„Er liebt!“ sagte er endlich, „und wen denn? Im Namen aller Heiligen, wen denn? Wohl Anna, die Köchin?“

Miß Amy lächelte und schüttelte den Kopf.

„Nun dann wohl Sie?“ sagte der Doctor kurz.

„Mich!“ rief die arme Miß Amy erröthend und zugleich seufzend.

„Aber liebe Miß Amy, wen denn sonst?“

„Nun Grace, versteht sich.“

„Unsinn!“ sagte Mr. Crankey spöttisch, „davon kann durchaus nicht die Rede sein. Grace ist kein Mädchen oder Frauenzimmer.“

„Wie!“ rief Miß Amy.

„Ich meine, sie ist nicht ein Mädchen oder Frauenzimmer wie ein anderes. Ja, ja, meine liebe Miß Amy,“ setzte er nachdrücklich hinzu, indem er sich in seinem Stuhl aufrichtete, „Grace ist fast eben so gelehrt als ich, und ich bin Priester und Doctor der Theologie obendrein. — Ueberdies übersehen Sie ganz, daß der Knabe die gute Grace nicht ausstehen kann.“

„Ach, lieber Doctor, er thut blos so. James ist ein ganz guter Junge, aber er ist schlau; er thut als haßte er sie, damit weder Grace noch Sie die Wahrheit merken sollen. Aus mir macht er sich nichts, und deßhalb kam ich dahinter. Ich hielt es für meine

Pflicht, es Ihnen zu sagen, denn wenn er auch noch so jung ist, so dauert er mich doch, wenn er leiden soll."

Mit diesen Worten erhob sich Miß Amy, und der Doctor war ganz bestürzt und erstaunt über die Narrheit und Hinterlist von Knaben und Mädchen. Er stand auf und ging nicht wenig aufgeregt durch eine so seltsame Sache im Zimmer auf und ab. Plötzlich erblickte er, als er an dem Fenster vorüberging, seinen Neffen und Grace in dem Garten. Er blieb stehen und sah genauer hin.

Sie lasen mit einander einen klassischen Autor und saßen unter einem jungen Kirschbaume, dessen leichter Schatten sich auf dem Grase hin und her bewegte. Das Buch ruhte auf Miß Lee's Schooße. Der blonde Kopf des Jünglings blickte über ihre Schulter; ihre Augen lasen in dem Buche, die seinigen in ihrem nichts ahnenden herabgeneigten Antlitze.

Sie lasen im Virgil. Sie waren eben an die schöne wohlbekannte Stelle gekommen, wo Venus in Jagdkleidung ihrem Sohne Aeneas im Walde erscheint

„— Pedes vestis defluxit ad imos,
Et vera incessu patuit Dea."

„Gerade wie Sie," sagte James Crankey leise und mit verhaltenem Athem.

Grace blickte auf, und aus ihren dunklen Augen leuchtete die Ueberraschung; seine blauen Augen waren

mit einem gewissen Grade von Anbetung auf sie geheftet.

„Ich danke Ihnen, Mr. James,“ sagte Grace lächelnd, „ein sehr hübsches Compliment — wenn es nur wahr wäre; aber ich bin nicht schön, wissen Sie.“ —

„Aber Sie haben so schöne Augen und so schönes Haar,“ entgegnete er, dabei über seine eigene Kühnheit zitternd, „und so eine schöne Hand und — und dann sind Sie so —“

Er stockte.

„Ich bitte Sie, fahren Sie fort,“ sagte Grace in ernstem Tone, „ich möchte gerne meine eigenen Vorzüge kennen; also was? — Gut —“

„Ja, Sie sind gut, aber das ist es nicht.“

„Gelehrt! liebenswürdig? Nein! Was ist es denn, Mr. James?“

„Sie werden mich auslachen, wenn ich es Ihnen sage.“

„Auf mein Wort, ich werde Sie nicht auslachen.“

„Nun denn, Sie sind so elegant.“

Grace blickte ihn erstaunt an.

Er betrachtete sie mit einer Art von athemloser Bewunderung, aber diese war eben so unschuldig als seine Jahre. Während sie noch überlegte, welche Ant-

wort sie ihm geben sollte, öffnete Dr. Crankey das Zimmerfenster und rief in lautem, strengem Tone:

„James, komme herein; ich habe mit Dir zu sprechen.“

James stand auf und gehorchte. Dr. Crankey theilte ihm ruhig mit, daß er beabsichtige, ihn seine Studien im Auslande beenden zu lassen, und befahl ihm, sich gefaßt zu machen, in einigen Tagen abzureisen.

Der Knabe erröthete. Er wußte recht wohl, was dies Alles zu bedeuten hatte, denn er war scharfsinniger und schlauer, als man nach seinen Jahren hätte vermuthen sollen.

„Ich wünsche nicht, England zu verlassen,“ sagte er.

Dr. Crankey runzelte die Stirn, unterdrückte jedoch noch seinen aufsteigenden Zorn und entgegnete:

„Nun gut, so werde ich sehen, ob ich Dich in London unterbringen kann.“

„Ich mag nicht nach London,“ lautete die bestimmte Antwort.

Dr. Crankey's graue Augen sprühten Feuer; strenge Worte der entrüsteten Autorität stiegen schon auf seine Lippen, plötzlich aber bezwang er sich. James Crankey stand vor ihm, bleich wie der Tod, aber mit

dem Gepräge des unbeugsamsten Willens in jedem seiner mädchenhaften Züge.

Ein lebendiges Bild seiner eigenen Jugend stieg vor dem Priester auf. Er sah seinen eigenen Vater seinem eigenen Bruder, dem Vater von James, seinen Willen aufdrängen. Er sah das bleiche, still empörte Gesicht jenes Bruders, das leibhafte Ebenbild des Gesichts, welches jetzt vor ihm stand, und er gedachte, wie er, als dieser Bruder an demselben Tage das väterliche Haus verließ und niemals zurückkehrte, sondern sich unter Fremden eine Heimath suchte und starb, in seinem Herzen die Härte seines Vaters getadelt hatte.

Er seufzte und sagte in sanftem Tone:

„Wir wollen ein ander Mal darüber sprechen, James; gehe jetzt, mein Sohn, ich habe nothwendig zu schreiben.“

Im Laufe des Tages erzählte Dr. Crankey seiner ehemaligen Mündel mit kurzen Worten, was vorgefallen war, und setzte, ohne sich weiter in eine Erklärung einzulassen, hinzu:

„Und nun, Grace, überrede den Knaben, wenn Du kannst. Ich will ihn nicht zwingen; wenn er aber nicht nachgeben will, so muß er einfach wieder zu seiner Mutter zurück.“

Miß Lee versprach, ohne zu fragen, weßhalb sie zu diesem Amt ausersehen würde, ihr Bestes zu thun

An demselben Tage saß sie an ihrem Stickrahmen arbeitend allein im Wohnzimmer, als James Crankey eintrat.

Er nahm keine Notiz von ihr, sondern setzte sich auf der entgegengesetzten Seite des Zimmers nieder.

„Mr. James,“ sagte Grace.

Er blickte auf, bewegte sich aber nicht.

„Ich bitte Sie, einmal hier her zu kommen.“

Er kam mit seinem Buche in der Hand.

„Und sich hierher zu setzen,“ sagte Grace, indem sie ihm den Schemel hinschob, auf welchem ihre Füße ruheten. James setzte sich. „Und mir einmal diesen Strahn Seide zu halten, wollen Sie?“

Wenn Herkules, um seiner Geliebten zu gefallen, den Rocken hielt, so konnte der arme James, der noch ein pures Kind war, recht wohl für Grace Lee einen Strähn Seide halten. Als sie denselben halb abgewickelt hatte, sank sie wie von ihrer Arbeit erschöpft, auf ihren Stuhl zurück, blickte aber in das erröthende Gesicht des Jünglings und sagte lächelnd:

„Also, Mr. James, Sie wollen nicht nach London — warum denn nicht?“

Er antwortete nicht.

Sie hob wieder an:

„Ich hoffte schon, Sie würden mich dort auf einige Zeit besuchen.“

„Sie gehen nach London?“ unterbrach er sie.

„Glaubten Sie denn, es sei meine Absicht, hier zu bleiben? Gewiß nicht; ich beabsichtigte, Dr. Crankey und Miß Amy mit fortzulocken, und ich hoffte Sie, Mr. James, ebenfalls mit hinwegzuführen.“

James ward feuerroth.

„Da Sie aber einmal nicht wollen —“ sagte Grace

„Alles — überall hin mit Ihnen!“ rief er, indem er sich über ihre Hand bog und im Uebermaße seines Entzückens und seiner Freude seine Lippen darauf drückte.

„O Mr. James, Mr. James,“ rief Grace, „mein armer Strähn!“

James erhob sich beschämt.

„Er ist ruinirt,“ sagte Grace lächelnd, „und es war mein bester Strähn.“

Auf diese Weise ward die Sache geschlichtet. James Crankey glaubte natürlich mit Miß Lee den Norden zu verlassen, aber Dr. Crankey wünschte ein Buch in dem Britischen Museum zu Rathe zu ziehen; er konnte seine Abreise auch nicht einen Tag aufschieben, er verlangte, daß sein Neffe ihn begleite, und dies Mal hielt es James Crankey für klug, sich zu fügen.

Sie waren fort und Grace blieb mit Miß Crankey allein. Der Frühling war schön und rein und

frisch wie der Morgen. Die Tage schienen lang wie Sommertage; die heitern Nächte waren nichts als Ruhe, und so wie die Jahreszeit, so war auch das Leben dieser beiden Frauen.

Sie waren sich in nichts ähnlich, und dennoch hingen sie mit inniger Liebe an einander. Miß Lee liebte ihren alten Vormund mehr als irgend ein anderes lebendes Wesen, aber ihm zunächst stand Miß Amy; Dr. Crankey war sicherlich der Erste in Miß Crankey's Herzen, aber nach ihm kam Grace, und in dieser wechselseitigen Zuneigung begegnete und befestigte sich ihre Liebe.

Grace war es gelungen, Miß Amy zu dem Versprechen zu verlocken, sie nach London zu begleiten; aber nicht ohne Schmerz hatte Miß Amy eingewilligt, ihre stille Heimath zu verlassen. London habe für sie etwas Verwirrendes, sagte sie, aber Grace verlachte ihre Furcht.

Sie setzten sich mit einander an das offene Fenster. Die Sonne ging hinter mattblauen Hügeln unter; von dem fernen Horizonte kamen lange Lichtstrahlen und dunkle Schatten, die sich über die ungeheure Landschaft hinbewegten. Grace dachte an die römische Campagna, an die Appische Straße, die Grabmäler, Ruinen, Amphitheater, Paläste und verfallenen Wasserleitungen, die in der Mitte jener stummen Einöde stehen, und

Grace schilderte dies Alles ihrer Freundin in lebhaften, glühenden Worten.

„Ja,“ sagte Miß Amy fast wehmüthig, „es muß schön sein — es gibt liebliche Stellen in diesem Jammerthale.“

Jammerthale!“ wiederholte Grace mit freudigem Gelächter; „liebe Miß Amy, diese Welt ist ein Paradies; das Leben ist ein fast zu süßer Becher.“

„Du bist noch jung,“ sagte Miß Amy in leisem Tone. „Grace,“ setzte sie nach einer Pause hinzu, „ich fühle mich heut Abend nicht recht wohl. Wärest Du wohl so gut, hinaufzugehen und Alles zuzuschließen — ich kann Anna nicht trauen.“

Grace erklärte sich gern dazu bereit, und Miß Amy blieb allein.

„Ich war auch einmal jung,“ dachte sie, indem sie träumend am Fenster saß. Sie ging in die Vergangenheit zurück, Jahre schwanden hinweg von ihrer Stirn, ihre junge Gestalt, ihr frisches Gesicht, ihr leiser Tritt kehrten zurück. Amy war wieder ein Mädchen. Und in der Kühle des frühen Morgens, während der Thau noch auf dem Grase funkelte, lief Amy hinaus in den Obstgarten ihres Vaters. Sie füllte ihre Schürze mit den gefallenen Früchten; sie sang den Refrain eines alten Liedes; sie horchte auf ein Pfeifen, auf eine rauhe und doch geliebte Stimme, welche „Amy!“ rief.

Die Stimme war kein Traum.

„Amy, wo sind Sie?“ rief sie; „Amy, reden Sie, sind Sie hier?“

Es war Dr. Crankey, welcher unerwartet zurückgekehrt war. Miß Amy stand auf. Sie faltete die Hände.

„John! John!“ rief sie; „ich habe Richard niemals geliebt, wirklich niemals!“

Und sie sank auf ihren Stuhl zurück.

Als Grace mit dem Lichte hereinkam, blieb sie, überrascht von dem seltsamen Anblicke, der sich ihr darbot, auf der Schwelle stehen. Miß Amy war ohnmächtig geworden; Dr. Crankey stand neben ihr und stützte ihren Kopf; seine grauen Locken berührten ihr bleiches Gesicht und seine zitternden Lippen murmelten ungewöhnliche liebkosende Worte.

Grace sprang auf ihre Freundin zu, sie schloß sie in ihre Arme, Miß Amy war leblos und kalt. Noch ohne Besinnung trug man sie auf ihr Zimmer. Der Arzt ward geholt, er kam und machte ein ernstes Gesicht. Grace saß fast die ganze Nacht und den ganzen nächsten Tag bei Miß Amy.

Diese erwachte nicht wieder zum Bewußtsein. Die Ueberraschung, die plötzliche Erschütterung hatten zu gewaltsam auf einen Körper eingewirkt, der schon lange durch eine geduldig ertragene Krankheit geschwächt

worden war. Am dritten Abend öffnete sie ihre matten Augen, lächelte Grace, an deren warmem Busen ihr schwaches Haupt ruhte und Dr. Crankey an, der mit verschränkten Armen am Fuße ihres Bettes stand, und mit diesem Lächeln noch auf ihren Lippen starb sie sanft und ruhig, wie sie gelebt.

Dr. Crankey ertrug den Verlust seiner stillen Cousine mit einer christlichen Standhaftigkeit, die vielleicht von Manchen Gleichgültigkeit genannt worden wäre; nach Verlauf von vierzehn Tagen aber sagte er plötzlich zu Grace:

„Grace, ich kann es nicht länger ertragen; ich muß das Haus verlassen.“

Und auf diese Weise erfuhr Grace, daß das Leben in dem Hause, welches der Tod seiner Cousine verödet hatte, dem rauhen Dr. Crankey unerträglich geworden war.

Er war in der Regel schnell in seinen Entschlüssen, die er auch rasch zur Ausführung brachte. Binnen wenigen Tagen hatte er mit Ausnahme seiner Bücher Alles verkauft, was er besaß, und verließ mit Miß Lee das Haus, wo er die letzten Jahre seines Lebens in glücklicher Zufriedenheit zugebracht.

Ehe Grace abreis'te, ging sie in den Garten. Sie pflückte die Blumen, welche Miß Amy so gern gepflegt; sie schritt auf die verschlossene, schweigsame Thür zu, die

sich niemals mehr öffnen und sie willkommen heißen sollte. Sie legte ihre Lippen auf die Stelle, auf welcher Miß Amy's Hand so oft geruht, und ihre hellen Augen füllten sich mit Thränen.

„Gott segne Dich, du kleines Haus," sagte sie in ihrem Herzen. Ich bin sehr glücklich in dir gewesen, Gott segne dich, und gesegnet mögen Die sein, die künftig an deinem Heerde sitzen, die du mit deinem Dache schützest, und nochmal segne ich dich aus Herzensgrunde!"

Sie wendete sich ab und warf der einsamen Wohnung, dem ruhigen Garten und der stillen Landschaft einen innigen letzten Blick zu, und doch war es mehr ein Blick der Liebe als des Kummers oder des Bedauerns. Niemals begrüßte dieses ruhige Bild wieder ihre Augen. Einmal in späterer Zeit war sie in der Nähe dieses Ortes, aber sie kam vorbei, ohne ihn zu sehen. Sie bewahrte ihre verlorne Heimath, wie sie dieselbe verlassen — als ein schönes Bild ihrer glücklichen Jugend.

Viertes Kapitel.

„Grace," sagte Dr. Crankey zu ihr, als sie London erreichten, „ich bin Priester und liebe meine Studien; Du bist ein Mädchen, lebenslustig, reich und jung. Ich will mit unter Deinem Dache wohnen, aber Dein Leben kann ich nicht theilen."

Und somit waren sie einverstanden.

Ein Haus in Park Lane erwartete Miß Lee; es war mit Luxus ausgestattet, aber zu dem Luxus gesellte sie noch Eleganz und Geschmack. Sie sammelte alte Gemälde; sie kaufte die besten Erzeugnisse des modernen Genius.

Bald war Miß Lee als eine aufgeklärte Beschützerin der schönen Künste bekannt. Grace liebte geistreiche, gebildete Leute — wer sollte sie nicht lieben? Sie liebte Intelligenz, glänzende Rede, die Verfüh-

rung und den Reiz lang fortgesetzter Conversationen. Sie engagirte einen unvergleichlichen Koch, gab Donnerstagsdiners und hatte eine Menge geistreicher Bekanntschaften, unter welchen sie eine Auswahl treffen konnte.

Ihr Cirkel oder ihre coterie, man nenne es wie man wolle, ward bald eine der gesuchtesten in London. Die Zeit der Patrone der Literatur ist vorüber, wer weiß sonst, von welchem modernen Tasso Miß Grace die Leonore geworden wäre. Unter den obwaltenden Umständen ward aber doch immer mehr als ein Gedicht zu ihrem Lobe gesungen; mehr als ein Buch, welches so lange leben wird, wie die Sprache, ward ihr dedicirt und wird ihren Namen auf die späteste Nachwelt bringen.

Miß Lee war keine Schmeichlerin der Großen, aber sie besaß zu viel Takt und Geschmack, um nicht die Ungezwungenheit, die Politur, den feinen Anstand, die Anmuth zu würdigen, welche die Edelgeborenen in der Regel besitzen, und auch diese — die Gerechtigkeit verlangt, dies nicht unerwähnt zu lassen — ließen ihr nicht Zeit, sich nach ihrer bezaubernden Gesellschaft zu sehnen. Selbst für Miß Lee's unbefangenen Sinn war es förmlich überraschend, wie viele Earls, wie viele Gräfinnen, Marquisen, Viscounts, Lords und Ladies aller Grade sie, ohne es zu wissen, im Auslande

getroffen und kennen gelernt hatte. Grace schämte sich herzlich ihres schlechten Gedächtnisses und that, als sie fand, daß so viele vornehme und liebenswürdige Personen Anspruch auf ihre Bekanntschaft machten, alles Mögliche, um ihren Fehler wieder gut zu machen.

Sie hatte sich noch nicht viel unter die große Welt gemischt; sie beging daher ganz natürlich einige Verstöße und Irrthümer. Aber sie besaß einen originellen Geist und ungezwungene, natürliche Manieren. Man erklärte sie für „piquante" — ein reizendes Geschöpf.

Ehe noch einige Wochen vergingen, war sie bei Hofe vorgestellt und erhielt demzufolge eine Einladung zu dem großen Hofmaskenballe, wo der Glanz ihres mittelalterlichen Costüms allgemeine Bewunderung erregte. Sie war nun eine der Vornehmsten in der vornehmen Welt; der Becher ihrer Ehren war voll.

Wenigstens dachte sie es; da aber, der Himmel weiß wie, bekannt geworden war, daß sie wirkliche Gelehrsamkeit besaß, so erwählten verschiedene Gesellschaften, von deren Existenz sie zeither noch gar nichts gewußt, sie zu ihrem Mitgliede und so kam es, daß Grace zu ihrem Ergötzen und Erstaunen eines Morgens als Akademiker erwachte.

Die Sonne dieser Welt ist vielleicht nicht die

ächteste und beste, aber dennoch spendet sie Sonnenschein. In ihrem Lichte und in ihrer Wärme schwelgte Grace's heitere südliche Natur. Entzückt, aber nicht getäuscht, die Welt nehmend wie sie ist, genoß sie ihren Reichthum und Alles, was dieser ihr geben konnte, und keine mürrische Weisheit, keine saure Philosophie rief auch nur einen Schatten auf ihrer Stirn hervor. Wenn die Schmeichler zu weit gingen, so lachte sie; wenn man sich gegen ihre Leichtgläubigkeit zu viel herausnahm, so verzieh sie großmüthig. Sie sah nicht blos die gute, sondern auch die schlimme Seite der Dinge, aber sie verweilte blos bei der erstern.

Aber trotz dieses Hanges — und es ist ein gefährlicher — vergaß Grace auch nicht die Nothleidenden und Bedürftigen dieser Welt. Wie alle Menschen von heiterem Temperament, war sie freigebig. Es machte ihr Vergnügen, zu geben, selbst wenn ihre Geschenke nicht gebraucht wurden. Sie liebte es, fröhliche Gesichter um sich zu sehen, und sagte zuweilen, sie hasse blos ein Ding in dieser Welt, und dies sei ein trauriges Gesicht. Verschwenderischer als vielleicht weise war, gab sie Jedem, der sie bat. Es ist besser, man irrt dadurch, sagte sie, daß man zu viel, als dadurch, daß man zu wenig giebt. Bettelbriefe und Gesuche aller Art regneten förmlich auf sie herab, aber

vermochten weder ihre Geduld noch ihre Freigebigkeit zu erschöpfen.

Ja, sie würde sich für knauserig angesehen haben, wenn sie es hierbei hätte bewenden lassen. Jede milde, oder wohlthätige Stiftung fern und nah ward von ihrer unsichtbaren Hand auf das Freigebigste bedacht. Die Gleichzeitigkeit der Geschenke, ein gewisser Charakter, der allen aufgeprägt war, fiel beobachtenden und neugierigen Personen auf; sie riethen hin und her und konnten sich nicht denken, wer der Geber sei. Endlich fielen ihre Vermuthungen auf eine gewisse hochstehende Person, deren Wohlthätigkeit allgemein bekannt war — Ihre k. Hoheit die Prinzessin Amalie — und nachdem man einmal einen so würdigen Gegenstand gefunden, blieb man wohlgefällig dabei stehen.

Und Grace, der es Spaß machte, daß der Scharfsinn dieser Leute sich so weit von der Wahrheit verirrte, fuhr fort, im Stillen wohlzuthun, sich des Lebens zu freuen, Umgang mit den Großen und Begabten dieser Welt zu pflegen, und Abends und Morgens sagte sie bei sich selbst: „Die Welt ist schön! das Leben ist süß!“

Gegen das Ende der Saison verließ die ehrenwerthe Mrs. Chesterfield Rom und kehrte nach England zurück.

Hier fand sie zu ihrem großen Erstaunen, daß — um ihre eigenen Worte zu gebrauchen — Alles in Miß

Lee vernarrt war. Miß Lee besaß Juwelen, die eine Königin tragen konnte; Miß Lee besaß mehr vollständige Anzüge, als es Tage im Jahre giebt; Miß Lee gab die ausgesuchtesten Diners, die glänzendsten Partieen, die schönsten Bälle; Miß Lee hatte die prachtvollsten Livreen, die eleganteste Equipage, und wenn sie nicht schon längst eine Herzogin war, so hatte sie die Schuld Niemandem beizumessen als sich selbst.

Um der Sache die Krone aufzusetzen, war Miß Lee auch eine bewundernswürdige Reiterin geworden. Sie hatte gekauft, und, was weit schwieriger war, sie ritt „Vagabund," den schönsten, launenhaftesten und gefährlichsten aller muthigen Araber; „Vagabund," der trotz seiner Schönheit, seiner rabenschwarzen Farbe, seiner fliegenden Mähne, seiner feurigen Augen, wegen seiner bösen Mucken in neun Monaten fünfmal verkauft worden; „Vagabund," der so unehrerbietig den Primierminister abgeworfen und dadurch einen Wechsel des Ministeriums, einen Fall der Fonds und beinahe einen europäischen Krieg veranlaßt hatte.

„Ich bin nicht neidisch," dachte Mrs. Chesterfield, „aber es war mein Lieblingswunsch, dieses Thier zu reiten, und nun hat dieses anmaßende Mädchen mir es weggekauft. Ich habe mich darnach gesehnt, seitdem es meinem armen guten Onkel ein paar Rippen zerbrach."

Trotz dieses ärgerlichen Vorfalls besuchte sie das „anmaßende Mädchen“ noch an demselben Tage. Sie traf Miß Lee reich gekleidet beim Einsteigen in den Wagen, während ein großer zottiger Neufoundländer ihr Gesellschaft leistete. Mrs. Chesterfield erbot sich sofort, an ihrer Spazierfahrt in dem Park theilzunehmen, bemerkte aber in einem und demselben Athem:

„Sie wollen doch nicht etwa dieses Thier mitnehmen?“

„Der arme Bummler!“ sagte Miß Lee, indem sie den Hund auf den rauhen Kopf klopfte; „er ist ganz harmlos; da Sie ihn jedoch nicht mithaben wollen, so mag er dableiben.“

Und zu seinem großen Aerger und dem großen Vergnügen der Lady ward Bummler wieder fortgeschickt.

„Es ist weit angenehmer, wenn man keinen solchen großen Hund mit hat,“ sagte Mrs. Chesterfield, indem sie sich in dem herrlichen Wagen zurücklehnte, „Bummler' haben Sie ihn getauft?“

„Ich nicht; ich versuchte sogar ihm einen andern Namen zu geben, aber er hört auf keinen andern.“

„Ein passender Begleiter für „Vagabund.“ Ist es wahr, daß Sie diesen reiten und daß die Leute in Haufen beisammen stehen, um Ihnen zuzusehen?“

„Daß ich „Vagabund“ reite, ist ganz wahr; daß

die Leute stehen bleiben, um mir zuzusehen, scheint mir etwas zweifelhaft, denn ich reite gewöhnlich um sechs Uhr Morgens. Sie erzählen mir ja gar nichts Neues von Rom?“

„Ach, da war es fürchterlich langweilig!“ sagte Mrs. Chesterfield fast gähnend. „Nicht lange nachdem Sie fort waren, that Fürst Negri, nachdem er sich so ziemlich an den Bettelstab gebracht, einen Schwur, niemals wieder eine Karte anzurühren und verheirathete seine Schwester an Eugen von Montreuil, der sich mit seiner jungen Gattin nach Frankreich begab, sich für ich weiß nicht welches unglückliche Departement wählen ließ und nun in der Legislatur Frankreichs seine Reden hält. Was den Grafen Karlski betrifft, so ist Ihnen sein unglückliches Ende natürlich schon bekannt. Er war wahnsinnig genug, eine abermalige polnische Insurrection anzuzetteln und ward gleich im ersten Gefecht erschossen, was am Ende für einen so unruhigen Geist wie er das Beste war. Ich möchte wissen, was aus seiner Mutter geworden ist?“

„Sie ist auch todt,“ entgegnete Grace seufzend. „Sie starb, ohne das unglückliche Ende ihres Sohnes erfahren zu haben, glücklich und hoffnungsvoll bis zum letzten Augenblicke.“

Sie schwieg eine Weile, denn sie dachte an das Colosseum und an die vor dem Kreuze knieende Gräfin

und wie sie und ihr Sohn auf dem grünen Grase hin und her wandelten, und nun war alles Dies entschwunden und vorüber, gleich den Schatten an der römischen Ruine, gleich der Schönheit und dem Lichte jenes italienischen Tages.

Mrs. Chesterfield gestattete ihr nicht lange, diesen Betrachtungen nachzuhängen. Als Wagen auf Wagen vorüberfuhr und Miß Lee und die darin Sitzenden Zeichen der Erkennung gaben und wechselten, begann die Schönheit, die einige Zeit von England abwesend gewesen, sich über diese ausgebreitete Bekanntschaft zu wundern, und da sie wenigstens die Hälfte dieser Leute nicht kannte, oder sich nicht auf sie besinnen konnte, so fragte sie Grace. Die aristokratischsten Namen, englische sowohl als ausländische, fielen von Miß Lee's Lippen. Wäre sie in dem innersten Mittelpunkte der großen Welt erzogen worden, so hätte sie nicht gleichgültiger und unbefangener sein können.

Mrs. Chesterfield lehnte sich in dem Wagen zurück, sah sie an und sagte mit ihrer feinen Impertinenz:

„Sie kennen ja alle Welt! Wer ist denn z. B. dies da?“

„Die Gattin eines fremden Chargé d'affaires; sie ist sehr schön und hat viel Aehnliches von Mrs. Gerald Lee; wie geht es denn dieser?“

„Meine Theure, die ist todt. Sie litt an Aus-

zehrung; die hochrothe Farbe ihrer Wangen kam mir gleich sehr unnatürlich vor; sie starb in Rom im vergangenen Monat Mai. Ihr Gatte reis'te sofort von Rom ab."

„Todt!" rief Grace, „dieses schöne Wesen, auf welches er so stolz war, welches er so innig liebte! Ach, der Tod kennt kein Erbarmen!"

„Sehr wahr. Indessen, er erträgt seinen Verlust mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit, und um seinen Gram zu verscheuchen, widmet er sich der Philanthropie. Gegenwärtig ist er sehr mit dem Frauenzimmer-Asyle beschäftigt — was meinen Sie dazu?"

„Zu dem Frauenzimmer-Asyle! Ah, ich entsinne mich, in der Zeitung Etwas davon gelesen zu haben; es ist eine Art Zufluchtshaus für verwahrlos'te Mädchen, von einem jetzt verstorbenen armen Mädchen, Abigail Smith, gestiftet. Wie ich höre, ist es seinem Verfall nahe."

„Abigail Smith! Was für ein methodistischer Name! Indessen, wie Sie sagen, die ganze Sache war dem Verfall nahe, als das herrliche Wesen, Prinzessin Amalie, eine Tausendpfundnote schickte. Sogleich bildete sich ein Comité, und jetzt ist das Frauenzimmer-Asyl auf dem besten Wege, das nützlichste, interessanteste und blühendste Institut dieser Art zu werden. Es bedarf jetzt fast gar keines Zuschusses

mehr; es hat Fabriken, es hat Bäder, eine Bibliothek, ein Lesezimmer, eine Waschanstalt — und was weiß ich sonst noch Alles. Die gute Prinzessin Amalie! sie ist in der That eine Wohlthäterin der Menschheit."

Grace sah sie erstaunt an. Der Zufall hatte gewollt, daß die Ergebnisse ihres freigebigen, aber achtlos gegebenen Geschenkes ihr nicht zu Ohren gekommen waren. Sie hatte niemals mehr zu thun beabsichtigt, als ein interessantes Institut in einer vorübergehenden Verlegenheit zu unterstützen, und nun hörte sie sich auf einmal eine „Wohlthäterin der Menschheit" nennen.

„Haben Sie es denn noch nicht gesehen?" hob Mrs. Chesterfield wieder an. „Dann müssen Sie es wirklich sehen, und zwar heute noch; es ist nicht weiter als Clapham."

Miß Lee erhob keinen Einwand, und nach Clapsam fuhren sie demgemäß. Der Wagen hielt vor einem großen noch unvollendeten Gebäude im elisabethanischen Style, welches schon an die Stelle des kleinen Hauses getreten war, worin Abigail Smith einige eben so unbekannte Mädchen als sie selbst war, beherbergt hatte. Schon war das stattliche Thor mit der Aufschrift **Frauen-Asyl** in großen vergoldeten Buchstaben geziert. Auf das Klingeln des Bedienten erschien ein hübsches Mädchen in dicht anliegender Haube, blauem Kleide und schwarzer Schürze, der Uniform des Insti-

tuts, öffnete die Thür und führte die Damen durch einen hübschen Blumengarten nach dem Hause. Hier, in einem kühlen, grünen Zimmer wurden sie von der Oberaufseherin, Mrs. Jones, empfangen, einer etwas steifen und ehrwürdigen Person, in einem schwarzseidenen Kleide, welche eben Einträge in ein großes Rechnungsbuch machte.

„Und wie geht es denn mit unserm Institut, Mrs. Jones?“ fragte Mrs. Chesterfield in gönnerhaftem Tone. „Ich habe Miß Lee mitgebracht, damit sie eine Ihrer Kunden werde.“

„Wir werden uns sehr freuen,“ entgegnete Mrs. Jones, indem sie Grace ziemlich herablassend betrachtete, „und mit unserm Institut macht es sich so ziemlich. Es sind heute Morgen wieder Bestellungen auf Kinderwäsche eingegangen, und es soll ein öffentliches Diner stattfinden, wie unser Präsident mir eben sagte.“

„Ist Mr. Lee hier?“ unterbrach sie Mrs. Chesterfield.

„Ja, Madame, er sitzt im Directorialzimmer und schreibt.“

„O, dann müssen wir ihn besuchen; Sie haben doch nichts dagegen?“ setzte sie, zu Grace gewendet, hinzu.

„Nein, gewiß nicht.“

Sie gingen nach dem Directorialzimmer. Es war ein Zimmer von feierlichem Aussehen, mit steifen grauen Vorhängen, großen Büchern, großen, schon mit Papieren und Pergamenten gefüllten Kisten, mit einem großen Plan des Frauen-Asyls, einer Ansicht davon in einem Rahmen und einem kleinen hölzernen Modell auf einem Gestell. Eben so war es auch mit einem grün beschlagenen viereckigen Tische versehen, an welchem Mr. Gerald Lee saß und mehrere Papiere las und sortirte.

Er war nur wenig verändert, denn er war ein kalter Weltmann; ein Mann, welcher den Gram so tief in sein eigenes Herz verschloß, daß Gott allein wußte, was hier daraus ward. Und doch als er aufstand, um die Damen zu empfangen, und als er Grace sah und erkannte, flog eine leichte Veränderung über sein Antlitz; aber sie ging rasch vorüber, und als Mrs. Chesterfield in ihrer ungenirten Weise sagte: „Na, Herr Präsident, nicht wahr, Sie werden uns in der Anstalt umherführen? Geben Sie uns ja nicht der alten pedantischen Närrin, der Oberaufseherin, preis,“ gab Mr. Lee lächelnd seine Zustimmung und erklärte sich sofort bereit, den Wunsch der Damen zu erfüllen.

„Unverschämtes Geschöpf!“ rief Mrs. Jones, welche unglücklicher Weise diese für sie so wenig schmei-

chelhaften Worte gehört hatte, und entschlossen, Mrs. Chesterfield zu zeigen, „daß sie, und nicht die Lady, Oberaufseherin des Frauen-Asyls sei," folgte sie den Damen, als diese das Directorialzimmer verließen.

Der erste Besuch galt den Schlafsälen, großen luftigen Gemächern, in welchen einhundert schneeweiße Betten standen. Von da begaben sie sich nach dem Waschhause, wo ein halbes Dutzend Mädchen im Seifenwasser herumarbeiteten und ein anderes halbes Dutzend mit Trocknen, Stärken und Plätten beschäftigt waren. Von hier gingen sie weiter nach der Küche, wo ebenfalls ein rühriges Leben herrschte und wo man ihnen triumphirend einen Kessel von ungeheurer Größe und außerordentlich große Brote zeigte.

„Dies," sagte Mr. Lee, „wäre der materielle Theil des Hauses; wir gehen nun zu dem intellectuellen über."

Mit diesen Worten führte er die Damen wieder die Treppe hinauf, öffnete eine Thür und geleitete sie in ein hübsches mit Büchern, Schiefertafeln u. s. w. versehenes Zimmer, wo vier Mädchen von intelligenten Zügen über ihren Lese- und Schreibebüchern saßen. Sie sahen einen Augenblick lang in die Höhe, als die Fremden eintraten; dann kehrten sie schüchtern wieder zu ihren verschiedenen Beschäftigungen zurück.

„Dies ist unsere Bibliothek, unser Schul- und Lesezimmer,“ sagte Mr. Lee, indem sie wieder hinausgingen; „wir hoffen ein weit größeres zu bekommen, wenn das Gebäude fertig ist; und nun, Miß Lee, werde ich Sie nach dem wichtigsten Theile der Anstalt führen, — in den Arbeitssaal.“

Der Arbeitssaal war eine ungeheure Halle, wo siebzig oder achtzig Mädchen in weißen Hauben und Halstüchern, schwarzen Schürzen und blauen Kleidern in einer Menge Abtheilungen und Unterabtheilungen unter der Anleitung von zwei Aufseherinnen und sechs Aeltesten, alle emsig und auf verschiedene Weise beschäftigt waren. Einige schnitten die Arbeit zu und Andere näheten sie fein und sauber zusammen; Einige klöppelten Spitzen, Einige flochten Stroh, Andere stickten — kurz, jede leichte weibliche Arbeit, mit welcher sich Geld verdienen läßt, schien in diesem Rettungshause oder Frauen-Asyl vertreten zu sein.

Eigentlich sprechen hörte man nicht, sondern nur ein leises Gemurmel, wie das eines geschäftigen Bienenschwarmes, erfüllte das Zimmer. Durch die Fenster fiel das Sonnenlicht in goldenen Strahlen herein. Es beleuchtete jede Mädchengruppe in ihrer schlichten, aber sauberen Tracht, mit ihren jungen und heiteren Gesichtern.

Grace fühlte sich durch diesen Anblick höchst an-

genehm berührt und sprach sich, zu Gerald Lee gewendet, sehr warm und beifällig darüber aus.

„Ja," sagte Mr. Lee, „ich glaube, Ihr Beifall ist kein unverdienter. Die „Person", (arme Abigail, du warst eine „Person," aber keine Lady), welche zuerst das Frauen-Asyl begründete, verdiente ganz gewiß vieles Lob, aber sie war unwissend und hatte engherzige Ansichten. Wir haben ihren Plan allerdings ein wenig verbessert."

„O es ist herrlich!" rief Mrs. Chesterfield enthusiastisch, „und Sie haben keinen Begriff, wie wohlfeil sie arbeiten — französische Batisttaschentücher, schön gestickt, das Stück zu sieben Schilling sechs Pence. Zur Zeit jener Abby Smith war Alles viel theurer. Aber wie Mr. Lee sagt, es geht jetzt Alles nach einem verbesserten Systeme, und dies verdanken wir einem vortrefflichen Comité und seinem bewundernswürdigen Präsidenten," setzte sie lachend hinzu.

„Und einer Tausendpfundnote," entgegnete er lächelnd.

„In der That," sagte Grace ganz ernst, „ich kann Ihnen versichern, daß es gar nicht meine Absicht war, solche Wunder zu wirken."

Mr. Lee und Mrs. Chesterfield sahen sie an.

„Sie!" rief endlich die Lady, „wollen Sie da=

mit sagen, daß Sie die Wohlthäterin sind, welche die Tausendpfundnote schenkte?"

Grace, die nun fühlte, daß sie sich selbst verrathen, blieb stumm. Sie konnte nicht leugnen und verschmähete alle Ausflüchte.

„Wohlan," hob Mrs. Chesterfield mit immer höher steigender Ueberraschung wieder an, „Sie sind wirklich recht sonderbar. Welche Idee, alle Leute glauben zu lassen, es sei die Prinzessin Amalie gewesen, welche dieses Geld geschickt habe!"

Ehe Grace antworten konnte, war die Oberaufseherin vorgetreten und begann mit tiefbewegter Stimme:

„Königliche Hoheit!"

„Unsinn, Mrs. Jones," unterbrach sie Mrs. Chesterfield ungeduldig; „das ist Miß Lee, nicht die Prinzessin Amalie und —"

Sie konnte nicht weiter sprechen. Der ganze Arbeitssaal gerieth auf einmal in Aufruhr und Verwirrung. Zuschneiderinnen, Näherinnen, Spitzenklöpplerinnen, Strohflechterinnen, Stickerinnen, Aufseherinnen und Aelteste hielten mit einem Male in ihren Beschäftigungeu inne —, erstens um mit offnem Munde und verwunderten Augen die Geberin der Tausendpfundnote zu betrachten, und dann, um sich so nahe als möglich herzuzudrängen.

„Mrs. Jones!“ rief Mrs. Chesterfield entrüstet, als sie einen zu heftigen Druck an ihren aristokratischen Schultern fühlte, „schaffen Sie uns doch diese Mädchen vom Halse!“

„Junge Damen!“ begann Mrs. Jones feierlich — eitler Versuch — ihre Stimme ward von dem allgemeinen verworrenen Getöse sofort übertäubt. Mannigfach waren die Behauptungen, die von Mund zu Mund gingen. „Prinzessin Amalia war da;“ „Prinzessin Amalia war die brünette Dame;“ „Nein, die blonde Dame war Ihre königliche Hoheit.“ Aber, brünett oder blond, so kam man dahin überein, daß sie dem Präsidenten so eben eine zweite Tausendpfundnote geschenkt habe.

Die natürliche Folge dieser aufregenden Neuigkeiten war eine immer höher steigende Verwirrung. Vergebens rief Mrs. Jones in lautem, strengem Tone: „Aelteste, was macht Ihr denn?“ Die Aeltesten standen an der Spitze der Empörung; es ward keine Autorität mehr anerkannt, und Mrs. Jones wußte nicht, was sie beginnen sollte. Selbst Mr. Lee gab, nachdem er vergebens versucht hatte, die Ordnung wieder herzustellen, diese Versuche hoffnungslos auf. Mrs. Chesterfield war höchst ärgerlich und Grace lachte herzlich.

„Mr. Lee, wollen Sie uns aus diesem weibli-

chen Pöbelhaufen nach unserm Wagen bringen?“ sagte die Schönheit endlich in verächtlichem Tone.

Mr. Lee brach ihnen lächelnd Bahn. Man erreichte glücklich den Wagen. Mrs. Chesterfield stieg ein und warf einen mürrischen Blick auf das ganze Frauen-Asyl, welches hinter ihnen hergeströmt war, und Mr. Lee wollte eben Grace einsteigen helfen, als ein hübsches Mädchen von sechzehn Jahren erröthend und mit einem Knix Miß Lee einen Strauß von frisch gepflückten Blumen überreichte.

Kaum hatte Grace ihr lächelnd gedankt, als die Oberaufseherin, welcher irgend ein unsichtbarer Genius mittlerweile ihre beste Haube zugeweht hatte, vortrat, um eine förmliche Anrede zu halten.

Grace kam ihr zuvor.

„Mrs. Jones,“ sagte sie, „ich habe Sie um eine Gefälligkeit zu bitten. Erstens werden Sie die Güte haben, diesen Mädchen ihr etwas unruhiges Benehmen zu verzeihen, und zweitens ihnen in meinem Namen einen arbeitsfreien Tag gestatten und einen kleinen Schmaus veranstalten.“

Mit diesen Worten drückte sie der Aufseherin einige Goldstücke in die Hand; Mrs. Jones lächelte und knixte, während ein zufriedenes Murmeln verrieth, wie angenehm die Bewohnerinnen des Frauen-Asyls den letzten Theil dieser Rede fanden.

Grace sah sie lächelnd an; ihre Freude machte auch sie heiter. Aller Augen waren mit Eifer und Neugier auf sie geheftet — Alle waren begierig, ein Lächeln, einen Blick von ihr zu erhaschen; viele äußerten laut die Bewunderung ihrer Person, ihrer Augen, ihres Haares, ihres prachtvollen seidenen Kleides, ihres Wagens, ihrer Pferde. Sie hörte auch einige Segenssprüche und fuhr mit leichtem Herzen wieder fort. Es waren blos Mädchen — blos arme Mädchen, aber es waren menschliche Wesen; und in diesem Augenblicke lag die ganze Huldigung ihrer Herzen zu Grace's Füßen.

Vergebens wäre es, den Zustand von Aufregung beschreiben zu wollen, in welchem sie das Frauen-Asyl zurück ließ. Endlich jedoch ward die Ruhe wieder einigermaßen hergestellt, und mit Mrs. Jones Zustimmung bildete sich ein Comité, welcher die wichtige Frage entschied: Welches Stück von ihrer eigenen Arbeit die Bewohner des Frauen-Asyls ihrer Wohlthäterin darbringen sollten.

Und nun war Grace als eine elegante barmherzige Schwester bekannt, als eine Art weltlich gesinnte Mrs. Fry. Ohne ein Diner kann in England nichts Ernsthaftes besprochen oder sonst zu Stande gebracht werden. Bei diesem Diner, welches dem Frauen-Asyl den Stempel der Vollendung aufdrücken sollte, ward

Miß Lee's Gesundheit mit ungeheurem Beifall ausgebracht und getrunken. Bald gab es keine Schule, kein Spital, keine mildthätige Stiftung mehr, auf deren Listen ihr Name nicht obenan gestanden hätte. Bei öffentlichen Zusammenkünften ward sie ehrenvoll erwähnt und ihre Gegenwart als eine besondere Gunst erbeten. Sie ward aufgefordert, bei Comitésitzungen den Vorsitz zu führen, sie empfing Adressen und Deputationen, sie war in der That, wie Mrs. Chesterfield gesagt hatte, „eine Wohlthäterin der Menschheit.“

O Abigail! O Abigail Smith! die du in deinem vernachlässigten Grabe auf dem Kirchhofe von Clapham schläfst, was waren deine mühevollen Jahre, deine auf übermenschliche Anstrengungen verwendete Jugend, dein der heroischen Pflicht geopfertes Sein — was war dies Alles, wenn es in der Wagschale menschlicher Achtung und menschlicher Meinung gegen einiges Geld aufgewogen wird?

Fünftes Kapitel.

Das trübe Licht eines Londoner Tages stahl sich durch das niedrige Fenster einer elenden Londoner Dachstube herein. Das Zimmer war niedrig, schmal, schlecht ausgestattet und enthielt nichts als ein schlechtes Bett, eine wackelige Kommode, einen zerlumpten Teppich, eine Menge großer schwerer Bücher und keinen Mangel an Staub. An dem Tische saß eifrig studirend Jemand, den wir schon früher gesehen.

Es war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, lang, hager und von finsterer Miene. Seine dunkeln, tiefliegenden Augen und sein gebräuntes Gesicht verriethen Eifer und Entschlossenheit; jeder Zug war tief und leidenschaftlich und hatte seinen Ausdruck, aber dieser Ausdruck war, obschon nicht gemein oder schlecht, doch nicht angenehm.

Es lag zu viel Gleichgültigkeit und zu wenig wahre Zufriedenheit in der scheinbaren Ruhe der Stirn; etwas zu Unstätes und Düsteres in dem abwärts gekehrten Blicke; ein zu rücksichtsloses Lächeln spielte um die höhnischen Lippen, und das Gesicht trug, offenbar das eines Mannes von Intelligenz und Erziehung, zu sehr das wilde und unzähmbare Gepräge, welches wohl einem Leben der Freiheit gut anstehen kann, aber mit den Schranken der Civilisation im Widerspruch steht.

Es verrieth mit Sicherheit einen Mann, dem innere oder äußere Unterordnung unbekannt war, einen stolzen, halsstarrigen, eigenwilligen Mann, dessen Gemüth an dem Schönen oder Liebenswürdigen nicht mehr Antheil hatte, als seine äußere Erscheinung, aber dennoch, eben so wie diese, nicht ohne eine gewisse gleichgültige und unbewußte Größe war, die sein ganzes Wesen eben so unleugbar durchdrang, als sie jedem Zuge seines Gesichts und jeder seiner Bewegungen aufgeprägt war.

Ehrgeiz hatte John Owen bewogen, seinen ursprünglichen Beruf mit der Jurisprudenz zu vertauschen. Mit festem Vertrauen auf seine eigene Macht, sicheren Erfolg zu erringen, hatte er Zeit, Geld und Mühe geopfert, und gleich einem kühnen Seemann sein Alles auf ein einziges Wagstück gesetzt.

Und nun, nachdem Alles, was er thun konnte,

gethan war, konnte er nicht landen und das Königreich in Anspruch nehmen, welches er erobert, sondern ward im Angesicht der Küste auf einem Meere elender Zweifel und Verzögerungen hin und her geworfen. Einen totalen Schiffbruch hätte er besser ertragen können, als diese quälende Ungewißheit. Seiner Ohnmacht sich bewußt, schäumte er in seiner Dachstube wie ein Löwe in seinem Käfig.

Sollte er Tag für Tag sich in Gerichtshöfen herumtreiben, wo seine Stimme niemals gehört ward? Sollte er sich von Menschen verlachen lassen, die ohne den zehnten Theil von seinem Talent zu besitzen, vornehm und berühmt waren? Sollte er die Energie, Kraft und lebendige Beredsamkeit, womit er edleren Zwecken und einem höheren Ehrgeize zu dienen gedachte, in erbärmlichen Kämpfen für sein tägliches Brot, für die Kleider, die er trug, und den Schutz eines Daches, in Berichten für die Zeitungen, in geringfügigen kleinen Artikeln für Journale dritter Klasse vergeuden?

Ein Pochen an der Thür störte diese bitteren und entmuthigenden Betrachtungen.

„Herein!“ sagte Mr. Owen in eben nicht freundlichem Tone.

Ein schlampiges Dienstmädchen öffnete halb die Thür.

„Entschuldigen Sie, Sir,“ sagte sie, „Mrs. Skelton wünscht zu wissen, welche Zeit es ist.“

Mr. Owen zog seine Uhr, eine schöne goldene Repetiruhr, heraus.

„Es ist gerade um Sechs,“ entgegnete er.

Das Mädchen ging mit dieser Antwort wieder hinunter zur Hauswirthin, Mrs. Skelton, einer Witwe von freundlichem Herzen und geringen Mitteln.

„Und Du sahst seine Uhr?“ sagte Mrs. Skelton.

„Ja wohl sah ich sie, Madame.“

„Wohlan, Anna, mag er eine Uhr haben oder nicht, so wollte ich doch darauf wetten, daß er heute noch nichts gegessen hat. Ich schaute gestern Abend in seinen Schrank und in die Kommode, es war aber in keinem von beiden Etwas, und Du weißt selbst, Anna, daß er diesen ganzen Tag nicht aus dem Hause gekommen ist. Wo soll also die Speise herkommen? Wie sah er denn aus?“

„Gerade wie gewöhnlich, Madame.“

„Wenn ich ihm nur eine Tasse Thee und ein Stück Speck hinaufschicken könnte,“ fuhr Mrs. Skelton in bekümmertem Tone fort. „Aber ich getraue mir es nicht; er würde das Haus sofort verlassen — der arme gute, junge Mann.“

„Ach, Madame,“ sagte Anna, deren Gefühl nicht ganz so zart war, „ich glaube, er ist schon daran gewöhnt.“

Und vielleicht war er es auch, und es war kein Zweifel, daß Anna Recht hatte, und daß die Gewohnheit sehr viel thut. Doch mochte er es nun gewohnt sein oder nicht, so hatte Mr. Owen diesen Tag allerdings weiter nichts zu sich genommen, als ein Stück Brod, welches er den Abend vorher gekauft, und einen Becher kaltes Wasser."

Doch dies war noch nicht die schlimmste Seite seines Looses. Dem Hunger und Durst eines in einer Dachstube aus Mangel umkommenden Genies ist schon genug Mitleid gespendet worden; man bewahre daher ein wenig für das Genie, welches vergebens nach dem hellen Tageslichte und der freien Luft des Ruhmes trachtet.

Der Ehrgeiz ist vielleicht keine Tugend, aber er ist der Sporn, welcher ein edles Roß einem ruhmvollen Ziele entgegentreibt; seine Täuschungen machen sich mit einem Schmerze fühlbar, der mit der Höhe des Ziels im Verhältniß steht; er quält bitterer als der Hunger, und sein Durst ist verzehrender als der, welchen menschliches Getränk sättigen kann.

Er saß und studirte, wie wir schon gesagt haben; er studirte vergebens ein Fach, welches ihm noch nicht sein tägliches Brot gegeben hatte.

Endlich entschwand das Tageslicht immer mehr; er stand auf und ging in seinem schmalen Zimmer auf

und ab, welches einen Geist gefangen hielt, der eben so unruhig war, wie der eines wilden Thieres des Waldes. Plötzlich blieb er vor dem Fenster stehen und riß es auf.

Vor ihm erhoben sich geschwärzte Ziegelsteinmauern, von der Gluth des scheidenden Tages angehaucht, und über Dächer und hohe Schornsteine breitete sich der blaue Himmel, vom Londoner Rauche verdüstert. Eine plötzliche Vision durchzuckte sein Gemüth oder sein Herz, — denn ist es nicht das Herz, mit welchem wir uns eines geliebten Ortes oder Gegenstandes erinnern? Er sah ein wildromantisches Thal in Wales, während der warme Sonnenschein an dem grünen Bergeshange herabglitt; oben darüber einen frischblauen Himmel, unten einen wildschäumenden Strom, und an dem Strome in Träume versunken einen Knaben, in dessen Herzen schon der Stolz und Ehrgeiz des Mannes glühte.

Kurz war diese Vision; aus einem der benachbarten Höfe stieg die Stimme spielender Kinder herauf. Sie sangen ein eintöniges Lied, und dennoch schien es einen seltsamen Zauber für sie zu haben, denn Tag für Tag und Stunde für Stunde hatte Mr. Owen sie dieses endlose Lied singen gehört. Es hatte nur Ein Wort, welches fortwährend wiederholt ward: „Geld, Geld, Geld!“

Geld war das Lied, und Geld war der Refrain.

„Sogar die Kinder wissen es,“ dachte Mr. Owen, als er, nachdem er eine Weile zugehört, das Fenster wieder schloß. „Nicht das Genie, wenn auch noch so glänzend, nicht der Charakter, wenn auch noch so stark, nicht die Tugend, wenn auch noch so fleckenlos, ist das, was diese Welt beherrscht. Geld ist ihr Gott, ihr Herr und ihr Meister. Geduld, Geduld!“

Um diese für ihn zu bitteren Gedanken ein wenig zu zerstreuen, ergriff er ein altes Zeitungsblatt, welches er auswendig wußte, aber doch nicht ganz, denn als er es wieder überblickte, fielen seine Augen auf einen Artikel, den er noch nicht gelesen. Derselbe war aus der „Morning Post“ abgedruckt und mit der Ueberschrift: „Interessante Entdeckung“ versehen. Er erzählte ausführlich mit einigen Ausschmückungen und einer Menge Schmeicheleien Miß Lee's Besuch in dem Frauen-Asyl.

„O Geld, Geld! du regierst in der That die Welt,“ dachte John Owen, indem er das Blatt mit unwillkürlicher Erbitterung wieder hinlegte. „Liebenswürdig und großmüthig! Ich entsinne mich ihrer noch als eines schlichten, fahlen Mädchens, welches niemals schön werden konnte, und was sind tausend Pfund gegen ihren Reichthum, wenn das Gerücht die Wahrheit spricht? Ein Tropfen Wasser aus dem tiefen Meere, ein Sandkorn von der unendlichen Küste. Wohl mögen sogar

die Kinder das Geschrei weiter fortpflanzen, wohl mögen auch sie singen: Geld, Geld!“

„Owen, mein lieber Freund, was zum Teufel, wohnen Sie denn so hoch?“ sagte eine gedehnte Stimme.

Mr. Owen drehte sich rasch herum. Die Thür hatte sich geöffnet und ein unangemeldeter Besuch war ohne Weiteres in das Zimmer getreten.

Es war ein Mann von mittlerer Größe, kurzsichtig, blaß, und von weibischen Zügen. Er sprach mit leiser, dünner Stimme, schaute schmachtend über die rechte Schulter und hielt den linken Arm und die linke Hand auf die Hüfte gestemmt. Sein Costüm war ein sehr eigenthümliches; seine Finger funkelten von Ringen, kostbare Spitzenmanchetten verschleierten seine Hände, und ein feines Battisttaschentuch ragte aus der offenen Brust eines kurzen schwarzen Sammtrockes hervor, der an der Taille durch einen einzigen Knopf zusammengehalten ward.

Kaum war er in das Zimmer getreten, so sank er auf einen Stuhl und fächelte sich mit seinem Taschentuche, als ob die Anstrengung des Treppensteigens seine Kräfte vollständig erschöpft hätte.

Mr. Owen betrachtete ihn kalt und finster; der Gast schien kein willkommener zu sein.

8*

„Ich dachte, Kapitain Glawdon," sagte er kurz, „daß, als wir das letzte Mal schieden, wir Beide der Meinung gewesen wären, daß wir uns nicht so bald wiederzusehen brauchten."

„Ach dummes Zeug! Sie sind wirklich ein Mensch, der ungemein lange Groll hegt, lieber Owen," entgegnete der Kapitain Glawdon, indem er kaltblütig eine Cigarre herauszog und anzündete. „Sie brauchen nicht so grimmig zu sein, weil Sie mir, ohne es zu wissen, einen guten juristischen Rath gaben. Ich habe Sie ausdrücklich in der Absicht aufgestöbert, um mir eine noch stärkere Dosis zu holen, zuvor aber will ich den Befehl einer Dame ausrichten. Sie hat mich beauftragt, Ihnen ihren Dank abzustatten."

„Von welcher Dame sprechen Sie?"

„Von einer Dame, welche Ihnen die Ehre erzeigt, sich für Sie zu interessiren, von Miß Lee — Miß Grace Lee."

Mr. Owen war überrascht, gab aber keine Antwort.

„Miß Lee," hob Kapitain Glawdon wieder an, „welche, da sie Ihnen die Gegenwart einer geliebten Schwester zu verdanken glaubt, Ihnen das Bewußtsein ihrer tiefen Verpflichtung persönlich auszusprechen wünscht."

„Kapitain Glawdon, Sie sind eine Sphinx."

„Und Sie sind kein Oedipus. Wohlan, wohlan,

wir haben alle unsere Gaben. Was ich sagen will, ist in schlichten Worten dieses: Sie sagten mir, wo die alte Miß Blount wohnte; ich erzählte es sofort Miß Lee, die sogleich an ihre Schwester schrieb, welche sofort zu ihr eilte und ihre alte Cousine im Stiche ließ. Und hat sie nicht dies Alles Ihnen zu verdanken?"

„Miß Lee ist mir keinen Dank schuldig," entgegnete Owen kalt; „wenn ich ihr einen Dienst erzeigt habe, so ist es geschehen, ohne daß es meine Absicht war. Ich will noch mehr sagen. Hätte ich gewußt, daß ich, indem ich Ihnen Miß Blount's Adresse gab, ein junges Mädchen veranlassen würde, der Cousine, welche sie erzogen — einer alten und vielleicht armen Frau — zu entlaufen, und sich zu einer jungen, reichen Halbschwester zu begeben, so würden Sie diese Auskunft niemals von mir erhalten haben."

„Na, na," sagte Kapitain Glawdon ungeduldig, „das brauchen Sie ihr gerade nicht zu sagen, wenn Sie mit ihr sprechen, verstehen Sie?"

„Und warum soll ich mit Miß Lee sprechen?" fragte Owen etwas heftig; „um einen Dank zu empfangen, auf welchen ich keinen Anspruch habe?"

„Ja, das mag nun sein, wie es will — sprechen müssen Sie sie," entgegnete Kapitain Glawdon, indem er seine Cigarre aus dem Mund nahm, um ungenirter

zu sprechen; „es ist Miß Lee's Wunsch, und Miß Lee's Wünsche müssen befolgt werden.“

Das Wörtchen „müssen“ schien dem armen und stolzen Walliser durchaus nicht zu behagen.

„Ich kann nicht,“ antwortete er kalt.

„Ach, sagen Sie lieber, Sie wollen nicht.“

„Nun gut denn, ich will nicht.“

„Was — Sie wollen sich nicht Miß Lee vorstellen lassen, der liebenswürdigen, der reichen, der vielbewunderten jungen Dame?“

„Nein,“ lautete die ungeduldige Antwort.

„Ach was da! ich habe versprochen, Sie noch heute Abend nach ihrem Hause in Park Lane zu bringen.“

Dies entschied die Sache. Mr. Owen weigerte sich bestimmt, mitzugehen.

„Na, na, fürchten Sie sich nur nicht,“ sagte Kapitain Glawdon höhnisch, „wir sind nicht gemeint, Gewalt zu gebrauchen, und nun, da wir die Befehle der Dame ausgerichtet haben, wollen wir von unseren eigenen Angelegenheiten sprechen. Owen, Sie haben mir einen guten Dienst geleistet, ohne es zu wollen. Ich gestehe, daß ich damals etwas listig zu Werke ging, jetzt dagegen will ich ganz offen sein. Owen, ich bin schon wieder in einer Verlegenheit.“

Mr. Owen lächelte ironisch.

„Ich habe von meiner Mutter drei Liebhabereien

geerbt — alte Spitzen, altes Porzellan und alte Holzschnitzereien. Nun habe ich in einem alten Wirthshause in Warwickshire ein ganz ausgezeichnet schönes Wandgetäfel entdeckt, welches sich dort über dem Kamine befindet. Ich bot eine anständige Summe; sie ward zurückgewiesen, und ich mußte, um die Sache kurz zu machen, das ganze Haus kaufen. Natürlich glaubte ich, ich könnte mit meinem Eigenthume machen, was ich wollte, der dermalige Bewohner aber widersetzte sich. Ich gebrauchte Gewalt und daran knüpft sich ein Prozeß. Hören Sie mich nun fünf Minuten an; es ist ein ganz interessanter Fall."

Hierauf ging der Kapitain in eine vollständige Auseinandersetzung der Sache ein. Mr. Owen hörte ihn gleichgültig an und sprach dann eine unbestimmte Meinung aus, die so viel als Nichts bedeutete. Vergebens suchte der Kapitain, ihn durch allerhand Schmeicheleien zu einem bestimmteren Ausspruche zu veranlassen — es gelang ihm nicht; was er aber auch innerlich fühlen mochte, so machte er äußerlich immer gute Miene zum bösen Spiel.

„Ich sehe schon," sagte er, „Sie verstehen mich nicht recht, und wir müssen die Sache noch ein Mal besprechen. Ich werde übermorgen nach Wales reisen, um meine Frau und Schwiegermutter zu besuchen.

Kommen Sie mit und bleiben Sie acht bis vierzehn Tage bei uns."

„Mit Vergnügen," entgegnete Mr. Owen lächelnd.

„Sie sind ein guter Mann," sagte Kapitain Glawdon, welcher nicht erwartet hatte, daß es ihm so leicht gelingen würde.

„Wohlan," setzte er aufstehend hinzu, „ich stehe im Begriff, meine zukünftige Schwägerin zu besuchen, kommen Sie mit."

„Was für eine Schwägerin?"

„Ja richtig, Sie sind ja in diese Mysterien noch nicht eingeweiht — Sie wissen nicht, daß binnen wenigen Wochen vielleicht mein Schwager Gerald seine Cousine — Miß Lee, heirathet."

„Ja, ja, — Geld heirathet Geld. Ich habe es wirklich nicht gewußt — es ist dies eine höchst wichtige Thatsache."

„Also Sie wollen nicht mitkommen? — nun gut, so bleiben Sie in Ihrer Höhle, wenn Sie einmal nicht anders wollen, aber vergessen Sie nicht, daß ich Sie übermorgen erwarte."

„Ganz gewiß."

„Gute Nacht."

„Gute Nacht," wiederholte Mr. Owen. „Ja, ja, gute Nacht," dachte er, indem er auf das Geräusch der verhallenden Tritte horchte. „Als Du noch in die

Schule gingst, Kapitain Glawdon, benutztest Du Owen's Kopf, um ihn für Dich arbeiten zu lassen; als Mann bestahlst Du ihn um die Kenntniß, die sein tägliches Brot war, und was Du einmal gethan hast, hoffst Du unverschämter Weise wieder thun zu können; aber wahrhaftig, dies Mal sollst Du finden, daß Du das Werkzeug bist, und er der Meister."

Miß Lee's großer prachtvoller Gesellschaftssalon war glänzend erleuchtet. Sie hatte ihr gewöhnliches Donnerstagsdiner gegeben; es war vorüber, und die wenigen, aber ausgewählten Gäste hatten sich um ihre Wirthin versammelt. Die Conversation war heiter, glänzend, geistreich, unterhaltend.

Die Eingeladenen waren, wie wir eben sagten, wenig an der Zahl, aber berühmt. Der alte Mr. Hanley, wegen seiner ausgebreiteten juristischen Kenntnisse eben so berühmt, wie wegen seiner mürrischen Laune; Brandon, der witzige, sarkastische Brandon von europäischem Rufe; James Stevens, der große Maler; die schöne Mrs. Chesterfield, deren Lob oder Tadel in der fashionablen Welt über Leben und Tod entschied; Mr. Austin, der berühmte Reisende; der gewaltige Joe Woodman, der von den olympischen Höhen der Kritik die unglückliche Welt unten mit Tadel überhäufte, oder Beifall zunickte — Alle waren zugegen, Alle waren angenehm, Alle waren liebenswürdig.

Und wenn Miß Lee etwas Näheres und Theureres wünschte, so hatte sie es auch. Sie saß zwischen ihrer Stiefschwester und — wie das Gerücht behauptete — ihrem künftigen Gatten. Und von beiden Seiten ergoß sich Schmeichelei, die um so verführerischer war, weil sie von geliebten Lippen kam, in ihr Ohr. Mr. Gerald Lee, ein sehr feiner, schöner und artiger Mann, unterhielt sie durch Mittheilungen über die Fortschritte der philanthropischen Anstalten, und von den wohlthätigen Plänen, mit welchen Beide so eifrig beschäftigt waren. Die durch den Wechsel ihrer Stellung und durch die Pracht und den Glanz ihrer neuen Heimath berauschte Lilly Blount flüsterte Lob und Liebe in einem und demselben Athem.

Lily Blount war damals ein hübsches junges Mädchen von zwanzig Jahren; sie war mehr als hübsch, sie war schön, und hatte eine frappante Aehnlichkeit mit dem Bildniß der Königin Johanna, von Vinci, in dem Palaste Doria zu Rom. Sie besaß dieselbe sirenenartige Sanftheit der Züge, dasselbe treulose und dennoch bezaubernde Antlitz. Ihre blauen Augen schweiften rasch und rastlos in dem Zimmer umher und schienen fortwährend einen Gegenstand des Gelächters und des Spottes zu suchen, und dennoch konnte nichts sanfter sein, als ihr Blick, wenn er einem andern begegnete, nichts gewinnender, als ihr Lächeln.

„Was für ein aufrichtiges Gesicht dieses Mädchen hat,“ sagte Mrs. Chesterfield zu ihrem Nachbar, Mr. Hanley. Dieser nahm eine Prise und lächelte.

„Sie ist sehr hübsch,“ sagte er trocken, und alle Vorzüge eines Weibes waren, wenigstens nach seiner Meinung, mit diesem Ausspruche hinlänglich bezeichnet.

„So ganz verschieden von dem edlen Freimuthe, der aus Miß Lee's Zügen spricht,“ fuhr Mrs. Chesterfield fort. „Ich möchte wissen, wen sie heute Abend erwartet, sie schaut fortwährend nach der Thür.“

Ehe Mr. Hanley antworten konnte, öffnete sich die Thür, und Kapitain Glawdon trat ein. Er ging ruhig auf Miß Lee zu, wartete, bis eine Pause in dem Gespräch eintrat, welches sie eben mit seinem Schwager führte, stützte sich dann auf die Lehne ihres Stuhles und sagte in leisem, nachlässigem Tone:

„Er wollte nicht mitkommen.“

„Warum nicht?“

„Er ist kein Adler; er kann nicht in die Sonne schauen.“

Miß Lee lächelte und nahm ihr unterbrochenes Gespräch wieder auf.

Endlich verging der Abend, und die Gäste entfernten sich einer nach dem andern. Gerald Lee blieb bis zuletzt. Er rollte einen großen Bogen Papier aus einander; es war der Plan zu einem neuen Asyl für

verwahrlos'te Kinder. Miß Lee freute sich sehr darüber und schloß ihre Lobrede mit der bedeutsamen Erklärung:

„Jeder Beistand, den ich Ihnen gewähren kann, steht Ihnen zu Diensten."

„Stets großmüthig," antwortete er, indem er ihre Hand an seine Lippen drückte.

Ihre Augen begegneten sich; er lächelte, sie erröthete leicht.

„Welch ein philanthropisches Paar!" rief Lily's wohlklingende spöttische Stimme.

Sie sahen sich um. Sie saß in ihrem weißen Mousselinkleide auf einem karmoisinrothen Sofa und betrachtete sie mit einem Gemisch von Spott und Freundlichkeit.

Mr. Gerald Lee erröthete, Grace aber lachte blos und sagte begütigend:

„Kinder haben einmal ein Vorrecht, nicht wahr, Mr. Lee?"

„Ganz gewiß," entgegnete er mit einer etwas förmlichen Verbeugung und entfernte sich.

„Und nun wirst Du schelten," rief Lily, als er fort war;" ich weiß, es war sehr ungezogen von mir, aber wenn mir die Ungezogenheit einmal angeboren ist, wie kann ich es dann ändern?"

Grace setzte sich neben sie und strich ihr liebreich das üppige blonde Haar glatt.

„Was für eine schöne Hand Du hast,“ sagte Lily sanft, „und was für einen reizenden Arm und welch ein herrliches Perlenarmband!“

„Nimm es,“ entgegnete Grace schnell, machte es sofort von ihrem Handgelenk los und befestigte es an dem Lily's, welche, die Wahrheit zu gestehen, durchaus kein Widerstreben blicken ließ. Sie streckte die Hand, so weit sie konnte, von sich, betrachtete den Schmuck mit bewunderndem Blicke, schlang dann ihre beiden Arme um Grace's Hals und sagte:

„Gute Nacht, mein Engel, ich weiß, Du wünschest nicht, daß ich Dir danke, und deshalb thue ich es nicht.“

Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer.

Grace schaute sich in dem nun verödeten Salon um; sie stand in der Mitte und stützte mit nachdenklicher Geberde die Wange auf die Hand.

„Also er wollte nicht kommen,“ dachte sie; „das stolze Herz, es kann noch gedemüthigt werden!“

Plötzlich fuhr sie zusammen, die Thür, welche sie nicht öffnen gehört, hatte James Crankey eingelassen, und ehe sie noch seine Gegenwart ahnte, lag der junge Mann zu ihren Füßen.

„Nun, Mr. James, was giebt es?“ fragte Grace, nachdem ihre erste Ueberraschung vorüber war. „Haben Sie sich mit der kleinen Annie Hanley veruneinigt, und bereuen Sie Ihr Unrecht, daß Sie jetzt vor mir

niederknieen und mich bitten, Ihnen zu vergeben? Ich dachte, ich hätte Ihnen für Ihre Ferien eine angenehme Gesellschafterin verschafft; sollte ich mich geirrt haben, Mr. James?"

Und indem sie ihre Hand, eine sehr schöne Hand, wie Lily mit Recht gesagt, ruhig auf seine glühende Stirn legte, blickte sie lächelnd auf sein erhitztes Gesicht herab.

„Ich kann es nicht ertragen," rief er mit gebrochener Stimme, „ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen, daß ich es nicht ertragen kann!"

„Stehen Sie auf, James," sagte Miß Lee ruhig; „dort steht Annie und weiß nicht, was sie denken soll, daß Sie sich so lange von ihr entfernen."

James richtete sich feuerroth auf und drehte sich mit finsterer Stirn nach der Thür herum. Sie stand halb offen, und ein lockenköpfiges kleines Mädchen stand auf der Schwelle und schaute mit verwunderten Augen Beide groß an.

„Aha," dachte James Crankey mit schwellendem Herzen, „dies ist also die Gefährtin, die sie mir giebt; aber sie soll fühlen, sie soll erfahren, daß ich ein Mann bin und kein Knabe."

Und ohne Annie Hanley eines weiteren Blicks zu würdigen, verließ er den Salon durch eine andere Thür.

„Komm herein, Annie," sagte Miß Lee freundlich,

setzte sich nieder und winkte das kleine Mädchen zu sich. Annie kam sofort, Grace nahm sie auf den Schooß, küßte sie und fragte sie dann, ob sie James gut sei.

„Nein, ich bin ihm nicht gut,“ lautete die freimüthige Antwort, „er kneipt mich.“

Grace lachte und liebkos'te sie, bis Annie, die nicht daran gewöhnt war, so lange wach zu bleiben, in ihren Armen einschlief, während ihr brauner Lockenkopf an Miß Lee's Schulter ruhte, bis sie den Händen der freundlichen Mademoiselle Dupuis übergeben ward.

Dr. Crankey's Zimmer befanden sich in dem abgelegensten Theile von Miß Lee's Hause. Dorthin richtete sie jetzt ihre Schritte. Sie fand ihn studirend bei Lampenschein, wie einen Weisen des Alterthums. Als sie leise den schweren Sammtvorhang aufhob, welcher sein Zimmer theilte, und ihren von einem schmalen, funkelnden goldnen Reifen umschlossenen Kopf hindurchsteckte, erhob er von dem auf seinem Schooße aufgeschlagenen heiligen Hieronymus ein eben so graues, obschon nicht ganz so großartiges Antlitz, wie das des berühmten Kirchenvaters; als er aber Grace sah, lächelte er plötzlich, als ob ihn eine freundliche Vision begrüßte. Sie setzte sich auf den zu seinen Füßen stehenden Schemel, er streckte die Hand aus und strich ihr sanft und zärtlich das schöne Haar glatt.

„Was haben Sie denn da?“ sagte Grace, indem

sie den schweren Quartband aufzuheben und auf ihren Schooß zu ziehen suchte. „Lateinisch? ach, ich fürchte, ich habe mein Latein vergessen.“

„Ja, Du bist eine vornehme Dame geworden, und früher warst Du die einfache Grace Lee. Damals warst Du glücklich.“

„Ich bin es auch jetzt. Ich würde glücklich sein, wenn ich als Königin auf einem Throne säße, und ich würde glücklich sein, wenn ich als barfüßiges Bauermädchen an einer grünen Hecke hinspränge. Was macht denn die Kirchengeschichte?“

„Ich bin schon bis zum dritten Kapitel des zweiten Buchs.“

„Wirklich.“

„Jetzt habe ich den Tertullian vor.“

„Mit dem Sie wahrscheinlich zu seinen Gunsten umgehen. Ich weiß, daß Sie ihn lieben. Ja, er war in der That ein schöner Genius, aber mehr Stoiker als Christ. Hätte er mich gesehen, wie ich jetzt bin, so hätte er mich von jenen verschleierten Jungfrauen, für welche er schrieb, ganz gewiß steinigen lassen, und doch kann ich nicht umhin, ihn wegen des Feuers und der Größe seiner Natur zu lieben.“

„Was hast Du denn heute Abend mit Dir angefangen?“

„Nichts Besonderes. Heute ist Donnerstag, und

ich hatte meine gewöhnlichen Gäste. Ich erwartete einen, der nicht kam. Ich glaube, Sie erinnern sich seiner auch noch, ich meine jenen Mr. John Owen, dem ich die juristischen Bücher meines Vaters lieh und dann schenkte."

„Ja ja, ich kenne ihn noch von Alters her."

„Von Alters her, Dr. Crankey?"

„Ja, er war eine Art Schooßkind in Howthorne House, als ich Kaplan dort war, und ich unterrichtete ihn in der Mathematik und Algebra."

„War er ein guter Schüler?"

„Er lernte ziemlich gut. Warum sollte ich ihm nicht geben, was ihm gebührt? Er war der beste Schüler, den ich jemals kennen gelernt; sein Geist schien seinen Jahren voranzueilen, und er besaß einen ehrgeizigen Sinn, dabei aber auch zuweilen einen Blick, der mich an Kain und an den Satan erinnerte, und ich kann nicht sagen, daß ich ihn jemals recht lieb gewonnen hätte."

„So scheint es allerdings," sagte Grace halb lächelnd. „Kain und Satan — kein übler Vergleich."

„Ich sprach blos von seinem Aeußern, Du unartiges Mädchen. Er kann sich ja in dieser Beziehung zu seinem Vortheil verändert haben."

„Ich glaube nicht, daß dies der Fall ist."

„Wie geht es ihm denn? Hat er sein gutes Auskommen?“

„Das bezweifle ich.“

„An seinem Fleiße liegt dann die Schuld gewiß nicht. Ich entsinne mich, daß ich ihm einmal ein Exempel auszurechnen gab, und dabei zu ihm sagte: John Owen, Du wirst es nicht können! Eben so kurz antwortete er darauf: Dr. Crankey, ich werde es machen!“

„Und machte er es denn wirklich?“ fragte Grace, indem sie zu dem Priester emporschaute.

„Er saß zwei Tage und zwei Nächte darüber; er konnte nicht essen, er konnte nicht schlafen, weil er fortwährend darüber nachdachte. Endlich am dritten Tage —“

„Lös'te er die Aufgabe?“ unterbrach ihn Grace. „Ich wußte, daß er es thun würde.“

Dr. Crankey verzog den Mund zu einem sarkastischen Lächeln.

„Glaubst Du das wirklich?“ entgegnete er. „War er ein Newton? Nein, so klug und gelehrig er auch war, so hatte er doch keine besondere Anlage zur Mathematik.“

„Nun, was machte er denn,“ fragte Grace mit einiger Ungeduld.

„Er erkrankte an einem Gehirnfieber, welches er

sich rein durch Aerger und Wuth zugezogen. Er besaß den Stolz eines Lucifer.“

Miß Lee that keine Frage weiter. Sie stand auf und sagte:

„Sie haben doch nicht vergessen, daß wir morgen nach Wales reisen, Dr. Crankey?“

Dr. Crankey zeigte eine bestürzte Miene.

„Ich hatte es rund und rein vergessen,“ sagte er endlich. „Ich will ja morgen in das Britische Museum gehen.“

„Wir werden nicht lange in Wales bleiben. Ich möchte gerne hin und Lily auch.“

Als der Priester den Namen des jungen Mädchens hörte, verfinsterte sich seine Stirn. Er gab die ungünstige Meinung, die er einmal von Jemand gefaßt, nicht so leicht auf, und wollte eben sprechen, als Grace ihm rasch die Hand auf den Mund legte.

„Sie ist jung,“ sagte sie schnell, „und flatterhaft. Ich weiß, Sie haben sich neulich über sie geärgert, weil sie Ihr Dintenfaß umwarf, aber sie that es nicht mit Absicht.“

„Wirklich nicht!“ murrte Dr. Crankey. „Ein kleiner Judas! Ich sagte es immer. Grace, Grace, Du wirst Deine thörichte Liebe zu diesem Mädchen noch bereuen.“

Aber Grace lächelte blos.

Sechstes Kapitel.

Die Sonne sank wie eine goldene Kugel hinter dem schwarzen Bergrücken hinab; die entgegengesetzten kahlen Felshügel waren jetzt in Purpur und Azur getaucht; der Gebirgsstrom rauschte grün und schäumend unten in der schmalen Schlucht; oben breitete der Himmel sein ewiges Blau nach allen Seiten hin und neben dem Strome lag der rastlose ehrgeizige Mann, dessen Träume dieses wilde Walliser Thal heimgesucht hatten.

Er lag unter den gelbblühenden Haideblumen; seine fieberhaft glühende Stirn fühlte den frischen Gebirgshauch und sein Ohr lauschte mit Entzücken dem Tosen der Fluthen.

„O Wales!" dachte er; „es gibt kein Land wie du; keine Berge, keine Seen, keine Flüsse, keine Ströme sind wie die deinigen, mein Vaterland!"

Und ohne auf die untergehende Sonne zu achten, ohne an den hereinbrechenden Abend zu denken, versank er in einen wachenden Traum, in jene süße Erstarrung der Sinne, die köstlicher ist als gänzlicher Schlummer, in welchen Mutter Natur uns, ihre gequälten und müden Kinder, zu versenken liebt.

Ein stille und doch plötzliche Erscheinung auf dem entgegengesetzten Ufer weckte ihn unerwartet aus dieser Träumerei auf. Sein Auge hatte eine Minute vorher hinüber geblickt und nichts gesehen als die kahlen pfadlosen Felsen, welche die grünen Fluthen überragten, und jetzt saß eine junge reichgekleidete Dame ruhig auf einem Granitblocke, der von dem schäumenden Strome bespült ward. Die Felsen stiegen finster und hoch hinter ihr und um sie herum auf; der Himmel oben darüber war hell, aber das Licht drang nicht in diesen düstern Raum herab. Mit ihrem Gewande von prachtvoller schillernder Seide, dem goldenen funkelnden Gürtel und einem Brillantenarmband, welches durch den Spitzenärmel halb verschleiert ward, sah die Gestalt der Dame so hell und so warm, wie ein Sonnenstrahl in einer kühlen schattigen Grotte.

Wer war sie? Wie war sie hierhergekommen? Er schaute sich rings um und konnte keinen Pfad und Ausgang entdecken. Er sah sie an, ihr Haupt war unbedeckt; die dunkeln Locken, welche ihren Hals umwogten, schie-

nen nicht einmal durch den Gebirgshauch bewegt worden zu sein; ihr seidenes Gewand hatte nicht einen einzigen Thauflecken; ihre kleinen beschuhten Füße sahen aus, als ob sie auf den weichsten Teppichen gewandelt wären, um diesen rauhen Ort zu erreichen.

Mr. Owen lächelte bei sich selbst und gedachte der alten Walliser Sagen von schönen Damen, die in die Gebirge verhext worden, wo sie zuweilen plötzlich und schweigend einsamen Wanderern erschienen und eben so plötzlich wieder verschwanden.

Selbst ungesehen, betrachtete er sie mit neugierigem Blicke. Sie saß sehr still mit auf dem Schooße gefalteten Händen in einer Haltung, die nicht ohne Grazie war. Aber schön war sie nicht, ihre Gesichtsfarbe war zu dunkel und ihre Züge zu unregelmäßig, um für schön gelten zu können.

„Ich habe sie schon gesehen,“ dachte Mr. Owen; „aber ich kann mich nicht besinnen wo.“

Wieder sah er nach ihr hin; sie war nach einer weiter unten gelegenen Stelle gegangen, wo der Strom weniger reißend floß. Hier kniete sie auf den schwarzen Felsen nieder und neigte sich so tief, daß ihr Gesicht fast die Wellen zu berühren schien; acht Mal tauchte sie die Hand in den fließenden Strom, acht Mal hob sie sie an ihre Lippen und trank.

„Sie ist eine Walliserin und ist acht Jahre in der Fremde gewesen,“ dachte Mr. Owen, indem er sich plötzlich auf die Legende dieses Ortes besann. In dem heroischen Zeitalter von Wales war hier ein Häuptling um's Leben gekommen und aus irgend einem noch unerklärten Grunde war jeder Sohn und jede Tochter des Landes, welche den Platz nach einer mehr als einjährigen Abwesenheit besuchten, verbunden, so viel Mal aus dem Wasser des Stroms zu trinken, als sie Jahre abwesend waren; unterließen sie dies, so setzten sie sich der Gefahr aus, in Unglück und Schaden zu kommen.

Neugierig, diese treue Beobachterin der Gebräuche und alten Tradition ihres Vaterlandes näher zu sehen, stand Mr. Owen auf und ging an dem Flusse hinab, bis er der Stelle gegenüber kam, wo sie noch knieete. Hier neigte er sich ebenfalls über den Strom, schöpfte Wasser mit der Hand und trank mehrmals.

Die Dame schien durch sein plötzliches Erscheinen mehr überrascht als erschreckt zu werden. Sie schaute ihn auf jene freie, furchtlose Weise an, auf welche Kinder Fremde anzusehen pflegen. Sie beobachtete neugierig alle seine Bewegungen, und dann, als er plötzlich, nachdem er das letzte Mal getrunken, auf dem Punkte zu stehen schien, sich wieder hinwegzubegeben, sagte sie etwas eifrig:

„Sie werden wohl thun, wenn Sie noch einmal trinken, Mr. Owen, oder sonst — Sie kennen die Geschichte — wird der Ap Rhydon Ihnen Verderben bringen.“

„Sie kennen mich!“ rief Mr. Owen überrascht, „wer sind Sie?“

„Rathen Sie,“ war die eben so rasche Antwort.

Anstatt aber zu rathen, schaute Mr. Owen, der sich ein wenig ärgerte, so viel Erstaunen verrathen zu haben, sie fest und unverwandt an.

Sie saß unterhalb der brüllenden und schäumenden Stelle des Stromes an einem Punkte, wo er still und tief floß; das Wasser aber war, obschon glatt, doch breit, und es war weder eine Brücke, noch ein Steg noch ein sonstiges Mittel hinüber zu gelangen vorhanden. So gegen alle Belästigung sicher, ertrug die Dame Mr. Owen's Blick mit großer Gelassenheit und erwiderte ihn etwas spöttisch.

„Sie können es nicht errathen,“ sagte sie wieder; „wohlan, die Zeit wird es Ihnen lehren. Ich bin einer der Gäste des Hauses, in welchem Sie heute Morgen angelangt sind, und heute Abend werden wir, wenn Sie nicht zu spät kommen, an einer und derselben Tafel sitzen.“

„Ich danke Ihnen," sagte Mr. Owen lächelnd, „nun kenne ich Sie — Sie sind Lady Emma Meredith's Gesellschafterin."

„Woher wissen Sie das?" fragte die Dame schnell.

„O das ist sehr leicht zu errathen. Es sind neun Damen im Hause — Mrs. Gerald Lee und Mrs. Glawdon, die ich gesehen habe; Mrs. Rashleigh, die ich von Alters her kenne; Mrs. Lloyd und die drei Misses Lloyd, die alle rothes Haar haben; Lady Emma Meredith und ihre Gesellschafterin. Lady Emma ist wenigstens fünfzig Jahre alt, folglich sind Sie offenbar die Gesellschafterin."

„Sehr schlau geschlossen. Wohlan, ich gestehe, daß ich meinen neuen Posten noch nicht lange bekleide; können Sie, Mr. Owen, mir vielleicht einen Einblick in seine Pflichten und Obliegenheiten verschaffen?"

„Sind Sie schon früher einmal Gesellschafterin gewesen?"

„Niemals."

„Wünschen Sie die Wahrheit zu hören?"

„Allerdings, aber die ganze Wahrheit."

„Wohlan denn, meine junge Landsmännin —"

„Woher wissen Sie, daß ich eine Walliserin bin?" unterbrach sie ihn.

„Ich höre es an Ihrem Dialekte — überdies sah ich Sie achtmal das Wasser des Ap Rhydon trinken.“

„Und Sie sechsmal, Mr. Owen, obschon Sie sieben Jahre weg gewesen sind. Ich sagte Ihnen, daß Ihnen ein Unglück zustoßen würde; wohlan, Sie sind selbst schuld — und nun bitte ich Sie, fortzufahren.“

„Machen Sie sich auf ein schweres Leben gefaßt,“ hub er an. „Lady Emma ist eine liebenswürdige Dame, aber sie ist eine vornehme und reiche Dame, und Jedermann weiß, was das heißen will.“

„Nun, was heißt es denn?“

„Sie können in der That noch nicht lange Gesellschafterin sein, sonst würden Sie nicht fragen. Eine große Dame sein, heißt so viel als launenhaft und egoistisch sein.“

„Eine hübsche Definition,“ sagte die Dame in etwas verletztem Tone.

„Sie wollten die Wahrheit wissen. Ihre Pflichten sind folgende: Täglich dreimal Lady Emma's Schooßhund spazieren zu führen; Lady Emma vorzulesen, bis Sie nicht mehr können und sich dann wegen Ziererei ausschelten zu lassen; jeden Abend mit Kartenspiel zuzubringen, aber unter keiner Bedingung zu gewinnen.“

„Entschuldigen Sie; ein armes Gesellschaftsfräulein hat nicht immer Mittel genug, um immer zu verlieren.“

„Nun so gewinnen Sie auf Ihre Gefahr.“

„In der That, Sir, Sie entwerfen da ein sehr unfreundliches Bild. Was giebt es sonst noch zu bemerken?“

„O sehr Vieles. Sie sind jung, aber Sie müssen den Instinct der Jugend in sich ausrotten. Plaudern, Lachen, Vergnügen — sind für Sie nicht vorhanden.“

„Und Tanzen?“

„Tanzen! Sind Sie von Sinnen? Sie müssen einen ganzen Abend spielen, während Andere tanzen, aber Sie selbst dürfen niemals tanzen. Auch dürfen Sie nicht singen. Wenn Sie Talente besitzen, so verbergen Sie dieselben wie eben so viele Sünden. Sie werden Ihnen schlimmer angerechnet als Sünden, sie sind eine abgeschmackte Anmaßung.“

„Dann darf ich mich wohl auch nicht zu fein kleiden?“

„Das dürfen Sie allerdings nicht. Lassen Sie ein schlichtes braunes Kleid, etwas sehr Nettes, aber außerordentlich Einfaches, Ihr unabänderliches Costüm sein. Noch eine letzte Lehre. Seien Sie höflich gegen Alle, von dem Lakai an bis zur Gebieterin, aber er-

warten Sie deswegen niemals, eine ruhige Stunde zu genießen."

Die Dame hörte ihn mit gesenktem Haupte an, und stützte die Wange auf die Hand. Als er geendet hatte, blickte sie auf und lächelte, und selbst über den Fluß herüber konnte er sehen, daß ihre Augen sanft und dunkel waren und ihr Lächeln sehr freundlich. Dann erhob sie sich und sagte:

„Sie haben da ein sehr unerfreuliches Bild entworfen, aber ich bin jung, Gott ist gütig gegen die Jugend und trotz Allem, was Sie gesagt haben, hoffe ich doch auf angenehme, sonnenhelle Tage. Und nun leben sie wohl und befolgen meinen Rath. Trinken Sie noch einmal aus dem Ap Rhydon, sonst steht Ihnen etwas Schlimmes bevor."

Mit diesen Worten erstieg sie leichtfüßig den einen Felsen und verschwand hinter dem andern. Mr. Owen lächelte ziemlich sonderbar vor sich hin.

„Ja, ja, gehn Sie nur, Miß Lee," dachte er; „Sie haben mich wieder erkannt, ich Sie aber auch. Sie haben nun wenigstens einmal die Wahrheit gehört und in dürren Worten erfahren, daß Sie ein Weib sind wie ein anderes."

Die letzte goldene Gluth war aus dem engen Thale hinwegeschwunden; der sich erhebende Wind stöhnte unter den Bergen, leichte Nebelstreifen zogen

über die felsigen Gipfel, und Dunkelheit erfüllte die Tiefen dieser wilden Schlucht.

Langsam und widerstrebend verließ Mr. Owen diesen Platz; der öde Anblick war seinem Auge lieber, als das schönste Gesicht; keine Stimme war seinem Ohre so süß, als dieses wilde Murmeln, und in tiefen Zügen stillte er nun seinen siebenjährigen Durst nach Natur und Einsamkeit.

Endlich stand er auf, schlug einen einsamen Pfad unter den Bergen ein, verfolgte ihn durch dichtbewaldete Engpässe und durch noch wildere Thäler, bis eine plötzliche Biegung ihn an das offene Meer brachte, welches jetzt mit der Abendfluth von der felsumgürteten Küste zurücktrat.

In ganz Wales gab es keinen schöneren, romantischeren Punkt als diesen. Es war eine kleine grüne Ebene, auf der einen Seite durch den unermeßlichen Ocean, auf der andern durch einen langen Hintergrund von grünenden Bergen begrenzt. Die Sonne, welche Mr. Owen hinter ihnen hatte untergehen sehen, sank erst jetzt wie eine feurige Kugel in die dunkelblauen Fluthen. Eine purpurne gelbe Fluth umgab den breiten Horizont — oben darüber schimmerte der Himmel in heiterer Bläue.

An dem Abhange des nächsten Berges erhob sich ein weißes Haus; es hatte der verstorbenen Miß Grace

Lee gehört und jetzt wohnte Gerald Lee's Mutter darin. Es war in italienischem Styl erbaut und mit einer Loggia oder offenen gewölbten Galerie an der Vorderseite versehen, zu welcher rechts und links eine breite steinerne Treppe hinaufführte.

Als Mr. Owen langsam die Stufen hinaufging, sah er eine Gruppe Damen in dem mittelsten und weitesten Bogen stehen und von hier den weiten Ocean und die untergehende Sonne betrachten. Unter ihnen erkannte er sofort Miß Lee. Sie hatte ihr Kleid mit einem noch viel prächtigern und elegantern vertauscht und stand mit dem Ellnbogen auf die weiße steinerne Ballustrade gestützt, anmuthig und still wie eine Dame aus der alten Zeit.

„Nun, Mr. Owen, wie gefallen Ihnen unsere Berge?“ fragte Mrs. Gerald Lee, eine große stattliche Dame, in gönnerhaftem Tone.

„Wie einem, der unter ihnen geboren ist,“ war seine etwas kalte Antwort.

Mrs. Gerald Lee ward sofort steif und förmlich. Sie war eine sehr patriotische Dame. „Unsere Berge, — unsere erhabenen Berge,“ waren stets in ihrem Munde, aber eben so wie manche Maler Berge zum Hintergrunde ihres Gemäldes benutzen, so liebte Mrs. Gerald Lee die blauen Hügel ihres Geburtslandes am meisten von ihrem Gesellschaftszimmer in London aus.

Gegen Alles, was Wallisisch hieß, besaß sie einen unglücklichen Widerwillen, den sie kaum zu verhehlen vermochte.

Den schärfsten Gegensatz zu ihr in dieser Beziehung bildete ihre Schwägerin Lady Emma Meredith. Sie war eine schlanke, blasse, nervenschwache, empfindliche Dame, welche wegen ihrer Empfindlichkeit und wegen eines angeborenen Argwohns, daß ihr Land und dessen Eigenthümlichkeiten in Jedermanns Gedanken lebten, dem erwarteten Angriffe zuvorkam, indem sie Wales und die Walliser zu Boden hieb. Wehe aber dem Leichtgläubigen, welcher Lady Emma's bleichem und schüchternem Gesichte und schläfrigen Augen trauend, ihr Beispiel nachzuahmen wagte! Lady Emma horchte ihn aus und wendete sich dann verrätherisch und heimtückisch wie eine Katze gegen ihn.

In Bezug auf Mr. Owen hegte sie jetzt ebenfalls ihren Argwohn und bemerkte lächelnd:

„Dem, der die Berge der Schweiz gesehen hat, kann Wales allerdings wie ein Maulwurfshaufen vorkommen.“

Miß Lee unternahm es, auf diese zweifelhafte und allgemeine Bemerkung zu antworten.

„Von Lady Emma Meredith hätte ich eine solche unpatriotische Aeußerung nicht erwartet.“

„O Sie kennen mich," entgegnete Lady Emma sanft, „ich liebe mein Vaterland, aber ich bin Kosmopolitin. Aber meine liebe Miß Lee, finden Sie es hier nicht kühl?"

„Nicht im Mindesten, ich danke Ihnen."

„Ich versichere Ihnen aber, daß es hier bedeutend zieht; ich bitte Sie, verlassen Sie diese gefährliche Stelle."

Alle Anwesende unterstützten diese Bitte, aber Miß Lee weigerte sich lachend, ihr Folge zu leisten. Mr. Owen verneigte sich gegen Mrs. Lee und ging vorüber. Grace blickte ihm schweigend nach. Er hatte ihr kein Zeichen der Erkennung gegeben, er hatte keine Ueberraschung verrathen, jetzt zu entdecken, daß sie Miß Lee sei und nicht Lady Emma Meredith's Gesellschaftsfräulein. Grace errieth die Wahrheit sofort.

„Er kannte mich lange," dachte sie.

„Wer ist denn dieser finstere, häßliche Mann?" fragte Lily.

„Mr. Owen."

„Und wer ist Mr. Owen?"

Niemand antwortete, Mrs. Rashleigh aber flüsterte den drei rothhaarigen Misses Lloyd nach der Reihe Etwas in's Ohr.

„Abscheulich!" sagte Anna.

„Entsetzlich!" rief Mary.

Mary Anna sah aus, als ob sie gar nicht im Stande wäre zu sprechen, Mrs. Gerald Lee war ein wenig unruhig, denn sie vermuthete stark, daß ihr flatterhafter Schwiegersohn irgend einen gemeinen Menschen in diese aristokratische Gesellschaft eingeschmuggelt habe.

Das Diner war lang und ziemlich langweilig. Lady Emma Meredith, die einen gewissen schottischen Major Muir mit ihrer gewöhnlichen List getäuscht hatte und dann, wie sie gewöhnlich zu thun pflegte, sich plötzlich gegen ihn kehrte, belebte einigermaßen das eine Ende der Tafel. An dem andern saß Rashleigh und sprach mit den drei Misses Lloyd, um von Miß Lee gehört zu werden. Er war damals ein langer, schlanker, glatter Mann von acht und zwanzig Jahren, plausibel von Gesicht und Worten, mit einem falschen Blick und noch falscheren Lächeln, mit zwei Stimmen, einer wirklichen arroganten und vollen und einer sanft pedantisch klaren — die Stimme eines Mannes, welcher predigt oder lies't oder einen Vortrag hält, welcher nicht spricht, weil er Etwas zu sagen hat, sondern weil er gehört zu werden wünscht.

„Also auch dieser möchte die goldene Prise erobern," dachte John Owen, als er bemerkte, wie eifrig der junge Mann Miß Lee's Aufmerksamkeit auf sich

zu ziehen suchte; „ja, ja, er möge es nur versuchen, sie ist nicht für ihn.

Grace saß ihm gegenüber zwischen Gerald Lee und Kapitain Glawdon; ihr, als dem natürlichen Mittelpunkte, waren die Blicke, das Lächeln, die Worte aller Anwesenden zugewendet. Mr. Owen sah, wie sie in dieser Atmosphäre der Schmeichelei athmete, wie in ihrem angebornen Element, und er lächelte vor Mitleid mit der Geschmeichelten, vor Verachtung gegen die Schmeichler.

Endlich war das Diner vorüber. Die Damen erhoben sich und überließen die Herren ihrem Weine. Lily ging eben so wie die übrigen die nach dem Gesellsellschaftssalon führende Treppe hinauf, als Grace's Stimme ihr in's Ohr flüsterte:

„Folge mir!“

Und als Lily sich umblickte, sah sie ihre Stiefschwester die steinernen Stufen hinabgehen, welche in den Garten führten.

Siebentes Kapitel.

Der Mond hing gelb und voll im blauen Osten und erhellte, über den Kamm der Gebirge blickend, mit bleichem, sanftem Strahl den Blumengarten. Süße, wirre Wohlgerüche kamen und gingen mit jedem Luftzuge.

Grace vertauschte den Kiespfad mit dem grünen Grase, welches die bunten Beete umgab; ihre elastischen Fußtritte verloren sich geräuschlos in dem weichen Rasen und sie glitt leicht und schnell dahin, wie eine Vision der Nacht. Lily folgte langsamer und fröstelte leicht in dem kühlen Hauche der Nachtluft, welcher das raschere und feurigere Blut Grace's blos erfrischte.

Miß Blount stand daher im Begriff, eine kluge Mahnung in Bezug auf die Thorheit auszusprechen, auf diese Weise, um der Befriedigung einer Grille

willen, einen Schnupfen zu riskiren, aber Grace hielt ihr schnell die Hand auf den Mund. Lily schaute sich um; zwei dunkle Gestalten standen auf dem Grasplatze nicht weit von ihnen, und der Duft von Cigarren ward von dem Luftzuge mehr deutlich als wohlgeruchspendend vorübergetragen.

„Wer ist das?" flüsterte Lily.

Ehe Grace antworten konnte, bemerkte die gedehnte Stimme Kapitain Glawdon's:

„Also Sie bewundern Miß Lee nicht, Owen?"

„Nein," war die kurze und gleichgültig ausgesprochene Antwort.

„Gut," murmelte Grace in verletztem Tone, „was weiter?"

„Sie ist aber doch ein sehr hübsches Mädchen," bemerkte der Kapitain in gönnerhaftem Tone, ohne seine Cigarre aus dem Munde zu nehmen.

„Sie fällt wenigstens in die Augen," bemerkte John Owen ruhig, der ebenfalls rauchte.

„Sie wird sehr bewundert, Mr. Owen."

„Sie ist sehr reich, Kapitain Glawdon."

„Und ihr Reichthum vermindert ihre Reize nicht, das gebe ich zu; nichtsdestoweniger aber behaupte ich, daß meine künftige Schwägerin Grace ein schönes Mädchen ist."

John Owen schien eine Antwort nicht für nothwendig zu halten und schwieg.

„Aber offen und aufrichtig," hob der Kapitain wieder an, welcher entschlossen schien, ihn zum Reden zu bringen, „was denken Sie von Miß Lee?"

John Owen beantwortete diese Frage mit der Ungeduld eines Mannes, den der Gegenstand nicht interessirte.

„In der That," sagte er, „welche Meinung kann ich über eine Dame aussprechen, von der ich nichts weiß? Sie kann schön sein, ich kann aber weiter nichts sagen, als daß ich es nicht gesehen habe. Sie kann witzig, geistreich und gebildet sein, ich habe aber in ihr weiter nichts gesehen, als das ungezwungene, zuversichtliche Benehmen eines Mädchens, welches weiß, daß, sie möge nun sagen oder thun, was sie wolle, die sklavische Welt sie stets loben und bewundern wird."

Der Kapitain lachte nnd bemerkte in dem impertinent gezierten Tone, der ihm eigen war:

„Sie sind zu streng, John Owen; auf mein Wort, Sie sind wirklich zu streng. Grace ist ein gutes Mädchen, ein wenig eitel, besonders auf ihre Hand und ihren Arm."

„Welche beide auch wirklich sehr schön sind. Ich bemerkte es bei Tische."

Der Kapitain hatte genug getrunken, um unverschämt zu sein. Ueberdies hatte er seit den letzten beiden Tagen einen immer höher steigenden Groll gegen John Owen gefaßt, dem er nicht im Stande gewesen war, auch nur den mindesten juristischen Wink in Bezug auf seinen Prozeß abzulocken.

„Lieber Freund," sagte er sanft, „es wird am gerathensten für Sie sein, wenn Sie sich weder um Miß Lee's Hand, noch um ihren Arm bekümmern. Ich sage Ihnen, daß sie die goldene Frucht ist, deren Drache ich bin."

„Dann würde es, glaube ich, wohl geradezu gefährlich sein, zu entdecken, daß sie sehr schöne Augen, gute Zähne u. s. w. hat?"

„Es möchte nicht räthlich sein," entgegnete Kapitain Glawdon freundlich.

„Sie ist keine Göttin," antwortete John Owen mit verächtlichem Lachen, „sondern ein Weib, wie ein anderes."

„Nicht gerade wie ein anderes — nicht gerade, mein lieber Freund," sagte der Kapitain in immer freundlicherem Tone, „denn ich bin der Drache, wissen Sie."

Mr. Owen drehte sich herum und pochte Kapitain Glawdon auf die Schulter.

„Kapitain Glawdon," sagte er bedeutsam, „die

goldene Frucht verlockt mich eben so wenig, als ich den Drachen fürchte."

Das Gespräch war somit zu einer unbehaglichen Krisis gediehen. Der eingebildete Gönner und sein rebellischer Schützling schielten einander schweigend und von der Seite an, als sich aus einer nahen Allee die Stimme Rashleigh Rashleigh's hören ließ, die mit ihrer pedantischen Deutlichkeit rief:

„Kapitain Glawdon!"

Grace wartete nicht ab, welchen Erfolg diese Intervention haben würde. Sie drehete sich rasch herum, und nach wenigen Minuten war sie mit Lily wieder im Hause. Aus dem noch nicht ganz verlassenen Speisezimmer tönte lautes Schwatzen und Lachen. Miß Lee ging weiter, stieß die Thür eines einsamen eleganten Wohnzimmers auf, welches von Blumengeruch duftete und durch eine einzige Lampe erleuchtet ward, welche einen sanften, von einem großen dunkeln Spiegel zurückgeworfenen Schein verbreitete.

„Der Horcher an der Wand hört seine eigne Schand'," sagte Grace, indem sie die Thür wieder schloß, „nicht wahr, Lily?"

Sie lachte; dann warf sie sich in einen tiefen Armstuhl, fächelte sich mit ihrem Taschentuche und rief ungeduldig:

„Ist es nicht ganz verzweifelt heiß hier?"

Ehe das junge Mädchen antworten konnte, sprang sie auf und schritt mit eiligen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Mr. Owen ist eben so roh, als er häßlich ist!“ rief Lily entrüstet; „et ce n'est pas peu dire!“ setzte sie französisch hinzn.

Grace lächelte und blickte über die Schulter in den Spiegel, an welchem sie eben vorüberging, und aus seinen Tiefen lächelte ihr dunkles ausdrucksvolles Gesicht sie an — ein Lächeln, in welchem sich ein Gemisch von stolzer Verachtung und Sanftmuth aussprach.

„Er sagte, ich wäre häßlich,“ rief sie in heiterem Tone, „wohlan, möge er! seine Blicke haben mir nie gesagt, daß er mich schön fände; besser seine Verachtung, als die Schmeichelei Anderer. Ueberdies,“ setzte sie hinzu, indem sie stolz und nicht ohne Grazie den Kopf zurückwarf, „hat nicht das arme Mädchen wirklich Gunst vor den Augen meines Herrn Sultan gefunden; hat er sich nicht herabgelassen, zu bemerken, daß wir nicht ganz jener Reize entbehren, welche uns in den Augen unserer Herren Gunst gewinnen? Erfreuen wir uns nicht des Besitzes einer Hand, ja sogar eines Armes? Ja, unsere Augen besitzen wirklich einigen Glanz, und unsere Zähne — man höre und bewundere! — erscheinen nicht mißfällig in den Augen

des gestrengen Herrn, welcher überdies noch ein eben so höfliches als umfassendes „u. s. w.“ hinzufügte!“

Sie lachte, es war ein Gelächter, welches trotz seiner Ironie, eben so wie ihre Rede, trotz ihres Stachels, klar und anmuthig war.

Es war ihr indessen nicht vergönnt, diesen Betrachtungen lange nachzuhängen; die Thür öffnete sich und Mrs. Gerald Lee selbst trat ein. Ihre Tochter, eine sanfte junge Frau, Kapitain Glawdon's Gattin, Lady Emma Meredith und die drei Misses Lloyd folgten. Alle waren, ängstlich über Miß Lee's Abwesenheit, gekommen, sie zu suchen. Miß Lee gab ihren Bitten freundlich nach und willigte ein, den Gesellschaftssalon mit ihrer Gegenwart zu beehren. Die Herren waren schon oben. Kapitain Glawdon kam sogleich auf Grace zu.

„Wo sind Sie nur so lange gewesen?“ fragte er in schmachtendem Tone, indem er zugleich mit seinem feinen Batisttuche einen Flecken von seinem Sammtröckchen stäubte und sanft seine Spitzenmanschetten schüttelte, so daß sie anmuthig über seine weißen Hände herabfielen; „Sie sind überall gesucht worden, oben und unten, im Hause, im —“

„Nur nicht da, wo ich war,“ unterbrach ihn Grace.

„Und wo waren Sie denn? In einer Rose oder in einer Lilie?“

„Rathen Sie.“

Ehe der Kapitain gehorchen und dieses zarte Räthsel lösen konnte, ward er gebieterisch an einen Spieltisch zurückgerufen, den er bei Miß Lee's Eintritte verlassen hatte. Grace wendete sich zu Lily, die neben ihr auf dem Sofa saß und sagte mit verächtlichem Lächeln:

„Der Drache ist kein Luchs, nicht wahr, Lily?“

Das junge Mädchen knipp sie lachend in den Arm.

Grace drehte sich halb herum und sah John Owen, der auf dem, dem Sofa zunächst stehenden Stuhle saß und durch den schweren Fenstervorhang halb verdeckt ward. Er neigte sich mit etwas Glänzendem in seiner Hand zu ihr herüber, seine Augen blickten scharf und ein Lächeln theilte seine Lippen. Grace, welche fühlte, daß sie sich durch ihre letzten Worte verrathen, erröthete ein wenig, aber ihr Blick wich nicht zurück vor dem seinen.

„Ich glaube, dies gehört Ihnen,“ sagte er, indem er ihr ein Armband von arabischen Münzen überreichte, welches sie bei Tische am rechten Arme getragen und zur Zeit noch nicht vermißt hatte.

„Ja, es ist mein — ich danke Ihnen,“ entgegnete sie, indem sie es ihm, sich kalt verneigend, abnahm.

„Wo haben Sie es gefunden?“ setzte sie ein wenig kurz hinzu.

„Ich hob es von den Stufen auf, die nach dem Garten führen, wohin Kapitain Glawdon und ich gegangen waren, um nach Tische eine Cigarre zu rauchen.“

„Und wohin Lily und ich gegangen waren, um ein wenig frische Luft zu schöpfen.“

Er sah sie an und sie sah ihn an, und es lag Stolz und vielleicht mehr als Stolz in Beider Blicken.

„Haben Sie noch einmal aus dem Ap Rhydon getrunken?“ fragte Miß Lee.

„Nein,“ entgegnete er lächelnd.

„Sie glauben also nicht an die Prophezeihung?“

„Ich habe unbedingten Glauben an jede alte Sage.“

„Warum gehorchen Sie ihr dann nicht?“

Er lächelte wieder, ohne zu antworten. Er verrieth keinen Wunsch, die Unterhaltung fortzusetzen. Grace verrieth weder Verletztheit noch Mißfallen. Ihre dunkeln Augen ruhten einen Augenblick lang auf John Owen, und dann lächelte sie fast gnädig wie eine Königin auf einen ihrer Unterthanen.

„Also es war Miß Lee's Armband, welches Sie fanden, Sie Glücklicher,“ bemerkte Kapitain Glawdon,

welcher wieder neben ihnen stand. Bei dem Tone seiner Stimme verfinsterte sich Mr. Owens finsteres Gesicht noch mehr, und bei seinem Blicke erglühte Grace's Wange höher.

„Ist das Kaffee, was der Diener da trägt?" fragte Miß Lee.

Die Bewegungen des Kapitain Glawdon waren niemals sehr rasch, und während er träg durch sein Augenglas nach dem Diener und seinem Präsentirteller schaute, hatte Mr. Owen bereits Grace eine Tasse Kaffee ruhig überreicht. Auch hierüber fand es der Kapitain angemessen, seine Glossen durch einen Blick zu machen, den Grace jedoch so stolz erwiderte, daß er es für räthlich fand, sich wegzuwenden und an den Spieltisch zurückzuschlendern. Selbst hier aber nicht im Stande, seine kostbaren Hesperiden zu vergessen, wußte er seinen Stuhl so zu rücken, daß er von der Seite einen Blick auf das Sofa werfen konnte.

Sie sprachen mit einander. Was hätte Kapitain Glawdon nicht darum gegeben, den Gegenstand ihres Gesprächs zu kennen oder vielmehr das, was weit mehr ist als der Gegenstand — den Ton, den Ausdruck — Dinge, die an und für sich so unbedeutend sind und in welchen doch so viel liegt!

Eitle Hoffnung! Er konnte weiter nichts sehen, als daß Grace Lee stolz blickte und oft lächelte; —

von Mr. Owen sah er gar nichts deutlich. Und dies dauerte zu seinem Aerger den ganzen Abend. Endlich erhoben sich die Gäste und zerstreuten sich.

„Kapitain Glawdon!“ bemerkte Mrs. Lee salbungsvoll, als sie sich mit ihrem Schwiegersohne wieder allein sah; „darf ich fragen, wer dieser seltsame Mensch ist, ein Mr. Owen glaube ich, ein Walliser, mit welchem sich Miß Lee so eifrig den ganzen Abend beschäftigte?“

„Ein armer Teufel von Juristen, der mir früher einmal nützlich gewesen ist.“

„Und ist dies ein Grund, ihn in dieses Haus zu bringen?“ fragte Mrs. Lee im würdevollen Tone des Vorwurfs; „ist das ein Grund —“

Sie schwieg, denn sie sprach zu den leeren Wänden. Kapitain Glawdon war verschwunden.

Miß Lee saß in dem Zimmer ihrer Stiefschwester, und Lily unterhielt sie mit mehr beißenden, als liebreichen Bemerkungen über alle Personen des Hauses.

Sie begann mit Mrs. Gerald Lee und schloß mit John Owen.

„Noch nie habe ich einen solchen Bären gesehen, wie dieser ist, noch solch einen Engel wie Du bist, Grace.“

„Und warum bin ich ein Engel?“ fragte Miß

Lee, indem sie ihren Kopf halb aus der Tiefe des Armstuhls emporrichtete, in welchem sie saß.

„Nun er ist ja gegen Dich bitter wie Galle, und Du — Du bist ihm so süß wie Honig.“

Grace lachte.

„Es ist einmal sein Temperament, bitter zu sein,“ sagte sie; „eben so wie ich immer süß bin. Man lasse ihn — wenn er bitter ist, so ist er doch auch wahr, und was gäbe es in dieser Welt Höheres, als die Wahrheit? Ueberdies,“ setzte sie lächelnd hinzu, „wenn er einmal keinen Gefallen an mir findet, wie kann er es ändern? Also gute Nacht, Lily, Gott segne Dich! Ich muß gehen und Dr. Crankey sprechen.“

Miß Lee war wie ein alter Römer mit allen ihren Haushaltgöttern gereis't, der vornehmste derselben aber, ihr alter Vormund, hatte vor dem Aufbruche seine Bedingungen gestellt. Er bestand darauf, einen Altar für sich selbst zu haben, und weigerte sich, mit den andern Laren in Berührung zu kommen oder, um die Sache mit schlichteren Worten auszusprechen, Dr. Crankey hatte Miß Lee unter der Bedingung nach Wales begleitet, daß es ihm vergönnt sei, in seinen eigenen Zimmern zu schlafen, zu essen und zu studiren, und daß man niemals von ihm erwarte, in dem Ge=

sellschaftszimmer zu erscheinen oder sich unter Mrs. Gerald Lee's Gäste zu mischen.

Nach seinem Zimmer begab sich jetzt Miß Lee, die nie einen Tag vorübergehen ließ, ohne einen Theil desselben bei ihm zuzubringen.

Dr. Crankey empfing sie mit sanftem Lächeln; Grace setzte sich zu seinen Füßen nieder und er strich ihr ruhig das dunkle Haar. Sie sprach zuerst.

„Dr. Crankey," sagte sie, indem sie plötzlich zu ihm aufblickte, „warum haben Sie mich nicht eben so gut Algebra gelehrt, wie Griechisch und Lateinisch?"

„Und was hätte Dir die Algebra nützen können?" fragte der Priester mit emporgezogenen Augenbrauen.

„Was nützt sie denn andern Leuten? Was nützte sie denn jenem John Owen, von welchem Sie neulich sprachen?"

„Gar nichts, glaube ich; er hatte aber einmal die Grille, zu lernen, und ich hatte die Grille, zu lehren."

„Ich bin überzeugt, daß er ein sehr unangenehmer Schüler war."

„Liebenswürdig war er allerdings nicht."

„Ungezogen?"

„Nein, durchaus nicht, aber er hatte in seinem Wesen etwas Unangenehmes, so viel ist gewiß."

„Er war wohl zänkisch und rachsüchtig?"

„Da irrst Du Dich,“ unterbrach sie Dr. Crankey, der selbst den Teufel nicht belogen haben würde; „er war durchaus nicht von der Art, daß er so leicht Etwas übel genommen hätte. Ueberhaupt hatte er, so viel ich weiß, nicht mehr als einen einzigen Zwist, und dabei trug der junge Hawthorne, ein unverschämter kleiner Narr, die Schuld. Nachdem er sich die Sache so lange gefallen lassen, daß ich glaubte, er müsse entweder sehr geduldig oder sehr feig sein, drehte er sich plötzlich eines Tages herum und schlug seinen Widersacher zu Boden.“

„Da muß er in einer niedlichen Wuth gewesen sein.“

„Nein, er war ganz kaltblütig und half Hawthorne wieder aufstehen, indem er ihm auseinandersetzte, daß er durchaus kein Freund von Schlägereien sei, da er, Hawthorne, aber durchaus eine Lection verlangt habe, so sei er gezwungen gewesen, ihm eine zu geben — eine Erklärung, die den andern noch mehr erbitterte, als selbst der empfangene Schlag.“

„Wie alt war er denn damals?“

„Ungefähr funfzehn Jahr.“

„Ein hübscher Anfang,“ entgegnete Miß Lee trocken, aber sie sagte dem alten Manne nicht, daß Mr. Owen im Hause war; sie saß mit verschränkten Armen

und gesenktem Haupte zu seinen Füßen, und ihre ganze Haltung gab tiefes Nachdenken zu erkennen.

Dr. Crankey unterhielt sie, ohne hierauf zu achten, mit der Schilderung, die er in seiner Kirchengeschichte von dem heiligen Hieronymus zu geben gedachte.

„Er war ein Weiberfeind, nicht wahr?“ fragte Grace plötzlich aufblickend.

„Nein, Kind; hast Du seine lange und treue Freundschaft mit der heiligen Paula vergessen, so wie mit ihrer Tochter Eustochia, mit jener frommen Witwe —“

Grace lachte.

„Sie sprechen vom heiligen Hieronymus,“ sagte sie, „und ich spreche von Mr. Owen.“

„Dann hättest Du einen bessern Gegenstand wählen können,“ entgegnete der Priester ungeduldig; „was weiß ich, ob ein mürrischer Knabe an Deinem thörichten Geschlechte Gefallen fand oder nicht? Du träumst, Kind, Du bist zu lange wach geblieben; geh und schlafe, geh und schlafe.“

Grace war an Dr. Crankey's Launen viel zu sehr gewöhnt, als daß sie sich wegen dieses Ausbruchs von Aerger weiter hätte beunruhigen sollen; doch verfolgte sie einen Gegenstand, der ihm offenbar zuwider war, nicht weiter. Sie sah ihn eine Weile lächelnd an, dann erhob sie sich und trat an das Fenster.

Dr. Crankey's Zimmer befanden sich im Parterre, und das Fenster oder die Glasthür, an welcher Grace stand, führte in den Garten und gewährte die Aussicht auf das Meer. Durch den Vorhang verhüllt, den Grace aufgehoben und dann wieder hinter sich hatte fallen lassen, schaute sie hinaus in die dunkle Nacht. Sie sah die düstern Umrisse hoher dunkler Bäume, die schwarzen ungeheuren Berge, den bleicheren Himmel, den der wandernde Mond nicht lange erst verlassen, sie hörte das Pfeifen des Windes, das Rauschen und Tosen der Bergströme, das tiefe, dumpfe Branden des Meeres, und eine sanfte, aber mächtige und unwiderstehliche Stimme schien sie hinauszurufen.

Sie öffnete geräuschlos die Glasthür und glitt hinaus. Sie war schon am Ende des Gartens, als Dr. Crankey sie vermißte. Obschon er das Fenster offen fand, so fiel ihm doch nicht ein, daß sie in den Garten hinausgegangen sei; es führte noch eine andere Thür in sein Zimmer als die, durch welche sie eingetreten war, und deßhalb meinte er, Miß Lee sei durch diese zweite Thür hinausgegangen, machte das Fenster zu und dachte nicht weiter an die Sache.

Das heiterste und geselligste Gemüth kann dennoch zuweilen den innigsten Genuß an der Einsamkeit finden. Für Miß Lee, die den ganzen Tag von Schmeichelei und Schmeichlern umringt war, war die

Einsamkeit zuweilen ein Bedürfniß, ein Durst, der um jeden Preis gestillt sein wollte.

Als sie das Ende des Gartens erreichte, blieb sie stehen, nicht blos wegen der natürlichen Schranke, die ihr hier gezogen war, sondern weil sie hier Alles fand, was sie suchte. Der Garten war von einer niedrigen an dem äußersten Rande der von der See bespülten Klippe erbauten Mauer umgeben, jenseits derselben breitete sich der Ocean aus, unbegrenzt und düster wie die Nacht, die darüber schwebte. Der Abend war nicht kalt, sondern seine Milde ward durch die Seeluft nur eben angefrischt.

Miß Lee setzte sich auf eine steinerne Bank, sie lehnte ihren Kopf an die mit Epheu bewachsene Mauer; unter ihr lag die Unermeßlichkeit des Meeres, über ihr die Finsterniß des Himmels und zwischen beiden undeutlich und in schwankenden Umrissen eine lange, weithin gedehnte Küste und ein grenzenloser Horizont.

„O auch das ist Glück!“ dachte sie; „auch das ist herrlich! Welt, du bist schön, Natur, du bist schöner!“

Und ihr Herz pochte vor Wonne, und Thränen des Glücks und der Freude füllten ihre Augen. Plötzlich fuhr sie zusammen und blickte auf. Sie hatte einen nahenden Schritt gehört; jetzt erblickte sie eine dunkle Gestalt, welche gleich darauf stehen blieb und

sich auf die Mauer setzte, an welche sie sich lehnte. Die Größe, der Gang, die Bewegungen ließen sie sofort John Owen erkennen. Auch er war hierher gekommen, um seinen Geist an der Ruhe und Stille der Nacht zu erfrischen, aber er sah sie weder, noch ahnte er ihre Gegenwart.

Miß Lee, welche nicht gesehen zu sein wünschte, verhielt sich, in der Hoffnung, daß er zuerst wieder gehen würde, ganz ruhig, Mr. Owen aber verrieth keine Neigung, den Platz sobald wieder zu verlassen, wo er mit verschränkten Armen und den Blick auf das Meer geheftet saß.

Grace wartete eine Weile, dann stand sie, die Geduld verlierend, auf, und sagte ruhig:

„Gute Nacht."

Er machte eine leichte Bewegung; ehe er aber antworten konnte, hörte man die gezierte Stimme des Kapitain Glawdon aus einem Gange ganz in der Nähe bemerken:

„Gute Nacht! welch ein Geist sagt denn um diese Stunde gute Nacht?"

„Wünschen Sie vielleicht, daß er des Morgens gute Nacht sage?"

„Hm!"

„Oder haben Sie vielleicht gegen das Wandern der Geister Etwas einzuwenden?"

„Nicht im Mindesten, sobald ich nur weiß, mit was für einem Geiste ich es zu thun habe.“

„Er hört auf den Namen Grace Lee.“

„Und darf ich fragen, welcher andere Geist durch dieses Lebewohl geehrt ward?“

Niemand antwortete, Kapitain Glawdon aber ging auf die Stelle zu, wo John Owen noch saß, denn er hatte sich nicht bewegt, und erkannte ihn mit leichter Mühe.

„Aha, Mr. Owen!“ rief er in einem Tone, welcher deutlich sagte: das dachte ich mir.

Kapitain Glawdon hatte damit angefangen, daß er einen Verdacht heuchelte, den er nicht fühlte, jetzt aber fühlte er ihn wirklich. Er dachte an den Wunsch, den Grace ausgesprochen, diesen armen unbekannten Juristen zu sehen, an die Freude, welche sie verrathen, als er zu ihr gesagt: „Sie werden ihn in Wales treffen;“ und indem er diese Thatsachen mit den seltsamen Launen der Frauen im Allgemeinen und vornehmer und reicher Damen besonders in Verbindung brachte, verfiel er nun in einen seltsamen und groben Irrthum.

„Aha, Mr. Owen!“ sagte er wieder; „ich suchte Mr. Owen, und da ich ihn nicht im Hause fand, so schloß ich, daß er außerhalb desselben wäre.“

„Sehr schlau. Wohlan, gute Nacht, Kapitain

Glawdon. Meine Wanderungen hören auf, wenn die Ihrigen beginnen."

Und ehe der langsame Kapitain sich erbieten konnte, sie zu begleiten, war Miß Lee fort. Ihre Zimmer hatten die Aussicht auf den Garten sowohl, als auf die Straße, die nach dem Hause führte. Sie entließ ihre Zofe, löschte ihre Lampe aus und öffnete das Gartenfenster. Es dauerte eine halbe Stunde und noch länger, ehe Kapitain Glawdon und Mr. Owen wieder in das Haus zurückkehrten. Fast unmittelbar darauf hörte sie die Vorderthür gehen; sie blickte behutsam hinaus und sah Mr. Owen aus dem Hause kommen und den Weg einschlagen, der nach der benachbarten Stadt W— führte.

„Gut!" dachte Grace vor sich hin lächelnd, und nach wenigen Minuten lag sie in festem Schlafe.

Achtes Kapitel.

Die Nacht war still und ruhig gewesen, und der nächste Morgen brach heiter und lieblich an. Die Gebirgsluft wehte mild und duftig in den Garten herab; der Garten selbst war frisch und wonnig, wie die Stunde; die goldne Sonne erfüllte ihn mit Wärme und Glanz; kühle Schatten zitterten in den Alleen, und Blumen, frisch wie der Thau, der an ihren zarten Kelchen schimmerte und ihre grünen Blätter schmückte, erhoben sich kerzengerad und schön auf ihren Stengeln. Aus ihrem langen Nachtschlummer erwachend, erschlossen sie sich dem Morgen und erfüllten die Luft mit süßem Wohlgeruch.

Dr. Crankey las ruhig im Sonnenscheine sein Brevier, als ein Arm sich in den seinen legte und ihn plötzlich aufrüttelte. Er sah sich lächelnd um, sagte

aber Nichts. Grace, denn natürlich war sie es, machte ihm ruhig das Buch zu und sagte in entschiedenem Tone:

„Heute Morgen sind Sie fertig. Ich wünsche einen Spaziergang in dem Gebirge zu machen, und Sie werden mitkommen.“

„Zu dieser Stunde?“

„Allerdings zu dieser Stunde. Ueberdies sehen Sie,“ und sie stieß eine hölzerne Thür auf, neben welcher sie standen, „so zeitig es auch noch ist, so sind doch schon andere Leute vor uns ausgegangen. Kommen Sie, kommen Sie, Dr. Crankey, ich habe sehr eilig.“

Dr. Crankey murrte und sprach von thörichten Grillen, aber Grace lachte blos und sprach von der Schönheit des Himmels, von der Frische des Morgens, von der wundervollen Harmonie des Lufthauches, des fließenden Wassers und der singenden Vögel, welches Alles sich an den einsamen Stellen mischte, durch welche sie ihn führte.

Endlich erreichten sie ein wildromantisches Thal, mit hochaufsteigenden, in der Morgensonne erglühenden Felsen und einem brausenden Strome, der noch in tiefem Schatten lag. Die Frische der Stunde weilte auch hier, aber nicht ihre Ruhe und Einsamkeit. Auf

einem kleinen Rasenplatze sah man vier Herren, welche Cigarren rauchten und plauderten.

Der eine war Kapitain Glawdon, der in zierlicher Stellung an die Felsenwand hinter ihm gelehnt stand. In entgegengesetzter Richtung ging John Owen mit raschen Schritten auf und ab. Seine Arme waren verschränkt, sein Blick niedergeschlagen, sein Gesicht bleicher und dunkler als je.

„Er sieht mürrisch und gefährlich aus,“ dachte Grace, doch schweifte von ihm ihr Blick rasch nach zwei Herren, welche nicht weit von ihm auf- und abgingen.

„Hm! was ist denn das?“ sagte oder grollte vielmehr Dr. Crankey.

„Sie messen Schritte ab,“ entgegnete Grace ruhig. „Der eine davon ist Major Muir; der andere — diese blaue Brille und lange herabhängende Nase sollte ich doch erkennen! — der andere ist Dr. Marsh selbst, den man zu diesem lobenswerthen Vorhaben diese Nacht aus W. herbeigeholt hat. Guten Morgen, Dr. Marsh.“

Sie ließ Dr. Crankey's Arm los, und trat, den Gruß mit ihrer klaren, wohlklingenden Stimme aussprechend, näher.

Unter den Herren trat eine Pause ein, die ihren Grund in Schrecken, ja fast in Entsetzen zu haben

schien. Dr. Marsh hielt in seinem Messen inne, und ließ den rechten Fuß vor dem linken stehen. Major Muir, der zu taub war, um Grace zu hören, aber nicht zu blind, um sie zu sehen, ließ seinen Ueberrock auf Etwas fallen, was auf dem Grase lag.

Kapitain Glawdon machte erst eine verlegene Miene, dann warf er seine Cigarre weg und trat mit allezeit freundlichem Lächeln näher. John Owen verneigte sich steif und ungeduldig, und setzte dann seinen einen Augenblick unterbrochenen Gang wieder fort.

„Haben Sie wirklich Patienten in dem Ap Rhydon?“ hob Miß Lee, immer noch zu Dr. Marsh gewendet, an.

„Hm! — ich — wirklich —“

Weiter kam der ganz aus dem Häuschen gebrachte Doctor nicht. Grace würde ihm jedoch eine Antwort ausgepreßt haben, wenn der Kapitain sich nicht eingemischt hätte.

„Ein herrlicher Morgen!“ girrte er mehr als er sprach; „es war in dem Hause so schwül, daß Major Muir und ich auf den Einfall kamen, vor dem Frühstück erst ein wenig die frische Morgenluft zu genießen.“

„Sie maßen aber eben Schritte ab, als wir herankamen,“ sagte Grace ruhig; „geschah dies auch, um die Morgenluft zu genießen?“

„Es gilt ein Wettrennen,“ entgegnete Kapitain

Glawdon rasch, „eine Wette zwischen John Owen und Ihrem gehorsamen Diener. Der genannte John, welcher sich viel darauf zu Gute thut, daß er im Gebirge aufgewachsen ist, rühmte sich gestern Abend, schnellfüßiger zu sein, als George Glawdon. Die Folge davon war ein freundschaftlicher Streit und eine Wette.“

„Was ist der Einsatz?“

„Mein Rubinring gegen ein Kästchen von geschnitztem Holz, von welchem er, weil es ein Erbstück ist, sich niemals getrennt haben würde.“.

„Und nun setzt er es auf eine Wette! Sehr consequent. Wohlan, Kapitain Glawdon, wenn Dr. Cranfey etwas für Mr. Owen mitsetzen will, so trete ich auf Ihre Seite. Ich bitte, meine Herren, fangen Sie an; die Sache wird uns großen Spaß machen.“

„So weit ich betheiligt bin,“ entgegnete Kapitain Glawdon gelassen, „kann unglücklicher Weise keine Rede davon sein. In so unmittelbarer Nähe einer schönen Dame würde ich mich ganz gewiß vergessen.“

„So daß Ihre Bemühungen, anstatt angespornt, dadurch gehemmt werden würden. Wie schade! Wie gern hätte ich ein Wettrennen mit angesehen — ganz besonders zwischen Ihnen und Mr. Owen.“

Der Kapitain hustete und machte eine verlegene Miene. Grace hob wieder an:

„Aber, was ist das für ein seltsamer Platz zu einem Wettrennen, Kapitain Glawdon; Sie haben ja hier kaum dreißig Fuß ebenen Boden. Warum wählen Sie nicht lieber den Garten?“

„Dort ist es nicht einsam genug,“ entgegnete der Kapitain, indem er ihr einen mißtrauischen Blick zuwarf. „Wir fürchteten, die Damen zu stören.“

„Ich fürchte, ich werde nicht so rücksichtsvoll sein. Ich bin egoistisch genug, um den Zeitvertreib, den ich einmal nicht theilen kann, zu unterbrechen, und da ich das Wettrennen einmal nicht sehen soll, nun, so bin ich auch gesonnen, hier zu bleiben und es zu verhindern.“

Sie setzte sich, indem sie dies sagte, auf einen Felsblock nieder.

Der Kapitain verneigte sich.

„Ich füge mich,“ sagte er artig, schritt dann auf sie zu und erbot sich, sie nach Hause zu geleiten.

Grace antwortete nicht; ihr Blick fiel auf Major Muir und Dr. Marsh, welche beiseite standen und leise mit einander sprachen.

Dann wendete sie sich zu ihm und sagte:

„Ich glaube, man bespricht sich über einen Platz, der bequemer ist, als Ap Rhydon sich erwiesen hat.“

„Das ist wohl möglich,“ antwortete er gleichgültig, indem er ihr zugleich nochmals seinen Arm anbot.

„Ich danke Ihnen,“ sagte Grace, „ich werde noch nicht nach Hause gehen. Ueberdies wünsche ich mit Mr. Owen zu sprechen.“

Einem so deutlich ausgesprochenen Wunsche konnte der Kapitain sich nicht widersetzen. Er pfiff und ging weiter zu Major Muir und Dr. Marsh, während Miß Lee, ihre Stimme erhebend, klar und deutlich sagte:

„Mr. Owen!“

John Owen, der noch auf und ab schritt, ohne an dem, was um ihn her vorging, den geringsten Antheil zu nehmen, achtete nicht auf den Ruf, den Grace daher genöthigt war, in noch lauterem Tone zu wiederholen.

„Mr. Owen, ich wünschte mit Ihnen zu sprechen, wenn Sie die Güte haben wollen.“

Als er seinen Namen hörte, blieb er stehen und richtete den Kopf empor. Er schaute Miß Lee fest an, während sie ihre Bitte aussprach, und kam dann, ohne zu antworten, auf den Felsblock zu, wo sie saß und wartete. Neben ihr saß Dr. Crankey, der die ganze Zeit über sehr ruhig zugesehen hatte.

„Mr. Owen,“ sagte Grace, indem sie von ihm

auf Dr. Crankey blickte, „haben Sie einen alten Freund vergessen?“

Mr. Owen warf dem Priester einen überraschten und aufmerksamen Blick zu.

„Ja, John,“ sagte Dr. Crankey ruhig, „Sie sehen in mir Ihren alten Lehrer, und was haben Sie denn gemacht, seitdem ich Sie das letzte Mal sah?“

„Ich habe mich der Jurisprudenz gewidmet.“

„Der Jurisprudenz, und weshalb der Jurisprudenz? Der Teufel war nach meiner Meinung der erste Jurist, Eva war seine erste Clientin, und wir haben noch bis auf den heutigen Tag an den Kosten zu bezahlen.“

„Ich werde mir diese Thatsache merken, um sie meiner Geschichte ausgezeichneter Juristen einzuverleiben, wenn ich jemals eine schreiben sollte. Apropos, Sir, wann wird denn Ihre Kirchengeschichte fertig?“

„Jedenfalls eher, als Sie die Ihrige anfangen, dafür stehe ich.“

„Also,“ mischte Kapitain Glawdon sich ein, der mittlerweile wieder herzugekommen war, „also Sie gehen jetzt nicht mit nach Hause?“

Er sagte dies zu Grace.

„Nein, ich danke Ihnen,“ entgegnete sie nachlässig, „der Ap Rhydon ist des Morgens sehr angenehm.“

Der Kapitain verneigte sich und ging mit Major

Muir fort. Dr. Marsh blieb mit einem ziemlich verlegenen Gesichte zurück, doch hielt er sich von der Gruppe am Felsen ein gutes Stück fern und suchte, seiner Vorliebe für die Botanik folgend, unter den Steinen am Ufer Pflanzen und Blumen.

Dr. Crankey blickte zu Mr. Owen auf und sagte in seiner sarkastischen Weise:

„Wir sprachen eben von dem Teufel. Mir will es scheinen, John, als müßte er sich heute Morgen mit Ihnen schon sehr viel zu thun gemacht haben. Sie wollten sich also mit diesem Geck, diesem Laffen, diesem Narren duelliren, der seine Duelle nach den Ringen seiner Finger zählt. Von einem ehrgeizigen Manne, wie Sie sind, hätte ich da doch eine andere Meinung gehabt — und darf ich fragen," setzte er kurz hinzu, „was die Veranlassung zu dem Duelle war?"

Er sprach wie von einem Theaterstück. Grace lächelte boshaft. Mr. Owen blickte von ihr auf Dr. Crankey und sagte stolz:

„Sie sind eine bevorrechtete Person, Sir."

„Aha, Sie wollen mich also nicht fordern? In der That, John, ich bin Ihnen sehr verbunden. Nun, Grace, kommst Du mit?" setzte er aufstehend hinzu.

Miß Lee nahm seinen Arm, verneigte sich ruhig gegen Mr. Owen und verließ den Platz.

„Woher wußtest Du das Alles?“ fragte Dr. Crankey kurz.

„Ich wußte es nicht, ich errieth es, und Sie sehen, daß die Vorsehung uns gerade noch zur rechten Zeit hersendete.“

Dr. Crankey war durchaus nicht weichherzig.

„Na,“ sagte er, „wenn es nicht sündhaft wäre, so möchte ich sagen, daß ich eigentlich nicht begreife, weshalb die Vorsehung sich in dem vorliegenden Falle einmischte, während sie, wie wir Alle wissen, alle Tage so viele, weit bessere Menschen, als diesen mürrischen John Owen oder diesen blinzelnden Kapitain Glawdon auf elende Weise umkommen läßt. In der That,“ setzte er in seinem nachdenklichsten Tone hinzu, „die Wege der Vorsehung sind unergründlich,“ und dieser Gedanke führte ihn auf eine Reihe von Betrachtungen, welche ihn das Ereigniß des Morgens vollständig vergessen ließen.

Miß Lee sagte Nichts, was ihn daran hätte erinnern können; sobald als sie aber das Haus erreichte, verlangte sie mit Gerald Lee zu sprechen. Er kam sofort, freundlich, artig, aufmerksam.

„Wie wohl Sie diesen Morgen aussehen,“ sagte er indem er sich neben sie setzte, und in der That trug ihre Wange eine Blüthe, die den rosenfarbenen Vorhängen, in deren Nähe sie saß, nicht entlehnt war.

„Ich habe, Dank Ihrem Schwager, einen Morgenspaziergang gemacht.“

„Was hat er denn schon wieder gethan?“ fragte Mr. Lee mit unruhigem Blicke.

„Er hat mich geärgert.“

„Dieser Mensch ist ein Pfahl in meinem Fleische,“ sagte Mr. Lee, indem er aufstand und in dem Zimmer auf- und abging, „er ist ein Spieler, ein Verschwender, und schlimmer als Alles — ein Narr. Fortwährend seine Schulden bezahlen zu müssen, ist schon ärgerlich genug, aber es ist Nichts gegen die fortwährende Angst, in der ich schwebe, daß er Etwas begehen werde, was die Familie, mit welcher er unglücklicher Weise verwandt ist, in Schande bringt. Was hat er denn gemacht?“ fragte er wieder, indem er vor Grace stehen blieb.

„Ich will es Ihnen in seiner Gegenwart sagen,“ antwortete sie lächelnd. „Ich liebe ihn nicht, aber ich liebe Unparteilichkeit.“

Mr. Lee klingelte, ertheilte dem Diener, welcher hierauf erschien, Auftrag, und nach wenigen Minuten, trat Kapitain Glawdon, sich in den Zähnen herumstochernd, in's Zimmer.

„Ich freue mich, Sie heute Morgen zu sehen, Gerald,“ sagte er, indem er mit herablassender Miene

einen Zeigefinger dem Manne entgegenstreckte, der schon fünf Mal seine Schulden bezahlt hatte.

Mr. Lee erwiderte den Gruß mit einem höflichen und kalten „guten Morgen,“ und blickte dann auf Grace, welche, ihn anredend und Kapitain Glawdon ansehend, ruhig, obschon entschieden, den Angriff begann.

„Ich habe gewünscht, Mr. Lee,“ sagte sie, „Sie in Gegenwart des Kapitain Glawdon zu sprechen, damit Sie von ihm erfahren, aus welchem Grunde ein Mann, den ich Alles in Allem sieben Mal gesehen, sich erdreistet, meine Schritte zu überwachen, meine Handlungen zu beurtheilen und endlich sogar einen Gentleman, einen Gast dieses Hauses, einem Mr. John Owen zu fordern, blos, weil ich mich für einen Mann interessire, den ich schon von meiner Kindheit an kenne, der meinen Vater oft besuchte, und von dem ich weiß, daß mein Vater ihm gewogen war.“

„Ein Duell!“ rief Gerald Lee, indem er sich mit strenger Miene zu seinem Schwager wendete, welcher fortfuhr, sich mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit in den Zähnen herumzustochern.

„Ja, wirklich, ein Duell,“ antwortete Grace, „ein Duell, von welchem ich, Grace Lee, die Heldin sein sollte, ein Duell, welches ich heute früh sechs Uhr verhindern mußte.“

„Aber es ist doch eigenthümlich, daß Sie sowohl den Ort, als auch die Stunde wußten,“ sagte der Kapitain nachlässig.

Grace stand auf und blickte ihm fest in's Gesicht.

„Kapitain Glawdon,“ sagte sie, indem sie ruhig ihre Hand gegen ihn ausstreckte, „Sie haben eine Unwahrheit und eine Verleumdung ausgesprochen — und Sie wissen das auch.“

Der Kapitain verneigte sich ironisch.

„Damen können sagen, was sie wollen,“ begann er.

Sein Schwager unterbrach ihn.

„Sir,“ sagte er streng, „seitdem das Unglück mich zu Ihrem Verwandten gemacht hat, haben Sie unausgesetzt alles Mögliche gethan, um mich zu ärgern und zu reizen. Und doch gestehe ich, daß ich nicht geglaubt hätte, daß Sie sich erdreisten würden, Miß Lee's Freiheit zu beschränken. Ich kann nicht begreifen, welche Gründe Sie dazu haben.“

„Weil Sie, mon cher beau-frère, sich mit philanthropischen Plänen so viel beschäftigen, daß Sie darüber Ihre eigenen Angelegenheiten vergessen.“

„Meine eigenen Angelegenheiten!“ entgegnete Gerald Lee erröthend. „Darf ich fragen, Sir, in wiefern dies hier meine eigene Angelegenheit ist?“

„Meiner Treu! ich hätte geglaubt, es müßte Sie ganz nahe berühren,“ sagte der Kapitain mit verlegener Miene.

Gerald Lee fuhr fort:

„Habe ich je durch ein Wort oder einen Blick angedeutet, daß ich über Miß Lee's Gefühle oder Handlungen das mindeste Recht besitze? Ich betheure als Mann von Ehre, daß ich es nie gethan,“ setzte er nachdrücklich hinzu, indem er sich zu Grace wendete.

„Ich glaube Ihnen,“ entgegnete sie mit Wärme, „ich glaube Ihnen.“

Und sie streckte ihm die Hand hin, welche er ehrerbietig küßte. Dann wendete er sich wieder zu seinem Schwager, der noch immer verlegen und bestürzt dastand und sagte:

„Kapitain Glawdon, wenn Sie sich duelliren und in Schande bringen wollen, so bilden Sie sich nicht ein, daß ich versuchen werde, Sie daran zu hindern; wohl aber sage ich Ihnen ein- für allemal, daß, da ich keine Gewalt über Miß Lee beanspruche, ich Ihnen auch nicht gestatten werde, sich eine Einmischung anzumaßen, von welcher sowohl Miß Lee, als auch die Welt ganz natürlich glauben würde, daß sie von mir ausginge.“

Während dieser Worte hatte Kapitain Glawdon allmählig seine Kaltblütigkeit wiedergewonnen.

„Ist das Alles, Gerald?“ fragte er, indem er seine Spitzenmanschetten glatt strich.

„Ja, Sir,“ entgegnete Mr. Lee ernst, „das ist Alles.“

„Freue mich, es zu hören,“ sagte der Kapitain, indem er sich auf dem Absatz herumdrehte.

Und er ging, mit der dreisten Unbefangenheit eines Zierbengels aus den Zeiten der Königin Anna ein Liedchen trällernd, zur Thür hinaus.

„Ich wundere mich,“ bemerkte Mr. Lee, als die Thür sich hinter ihm schloß, „ich wundere mich, wie Jemand sich herablassen kann, sich mit diesem Menschen in einen Streit einzulassen. Was für ein Mann ist dieser Mr. Owen?“ setzte er, zu Grace gewendet, hinzu.

Sie stand neben ihm und heftete ihre Augen auf ein großes Fenster, welches auf den Garten ging.

„Haben Sie ihn nicht gestern bei Tische bemerkt?“ sagte sie, ohne sich herumzudrehen.

„Durchaus nicht.“

„Nun denn, dort steht er neben jener steinernen Vase im Sonnenscheine.“

Mr. Lee hielt das Glas an's Auge, und ließ es dann wieder fallen.

„Ein Mann von eigenthümlichem Aussehen,“ sagte er ruhig. „Was ist er?“

„Ein Jurist, welcher zu sprechen und berühmt zu werden wünscht; der seine Festung auf den sandigen Grund unseres schlüpfrigen Freundes gebaut hat, und nun um so erbitterter ist, daß seine Pläne von einem Narren zerstört werden, den er verachtet, und daß er sich um einer Dame willen schlagen soll, aus der er sich Nichts macht.“

„Macht er sich Etwas aus dem Duell?“

„Das weiß ich nicht. Ich glaube, er ist zu verständig, um nicht zu fühlen, daß etwas sehr Lächerliches darin liegt, in abgemessener Entfernung von einem Manne zu stehen, um nach ihm zu schießen und von ihm auf sich schießen zu lassen, aber nicht gut oder muthig genug, um die Stimme der Welt zu verachten, welche Jeden, der eine Herausforderung ablehnt, als Feigling brandmarkt.“

„Glauben Sie, daß er diesem Duell aus dem Wege zu gehen wünscht?“

„Er suchte es nicht, aber ich glaube nicht, daß er einen Schritt thun wird, um es zu meiden. Schlichten Sie die Sache ohne ihn, Mr. Lee. Ich glaube, sein Gemüth hat seltsame Seiten.“

„O haben Sie keine Furcht,“ sagte Mr. Lee gelassen. „Ich werde, wie Sie sagen, die Sache ohne ihn schlichten; Glawdon muß nachgeben. Ich bin

seiner Thorheit überdrüssig; betrachten Sie die Sache als abgemacht.“

„Was für eine Sache?“ sagte die leise, wohlklingende Stimme Lily's, welche die Thür ungehört geöffnet hatte und jetzt neugierig Beide anschaute. Haben Sie auch schon in Wales Ihre philanthropische Wirksamkeit begonnen?“

Mr. Lee ließ sich nicht herab, die neckende Frage zu beantworten. Grace sah ihn bittend an, blickte dann auf Lily und sagte:

„Unverbesserlich!“

Mit lautem Gelächter wendete sich das junge Mädchen ab und verließ sie.

„Ich bitte, entschuldigen Sie sie,“ bemerkte Miß Lee, zu Mr. Lee gewendet, „sie ist jung — rücksichtslos —“

„O lassen Sie das gut sein,“ unterbrach er sie lächelnd. „Miß Blount ist ein verzogenes Kind.“

Und nachdem er ihr nochmals versichert, daß er zwischen Kapitain Glawdon und Mr. Owen Alles beilegen werde, verließ er sie.

Der Tag war nicht allzuwarm, aber sonnenhell. Miß Lee verbrachte den größten Theil desselben im Garten bei Lily. Mr. Rashleigh Rashleigh trieb sich in der Nähe der beiden Damen herum. Grace spendete er die meiste Schmeichelei, Lily dagegen, wie sich

nicht leugnen läßt, die meisten Blicke. Grace empfing alle seine Huldigungen wie Etwas, was sich von selbst versteht, — Lily seine bewundernden Blicke mit ironischer Kälte. Endlich ging Mr. Rashleigh Rashleigh, welcher vielleicht fühlte, daß hier alle seine Mühe verloren sei, seiner Wege.

Kaum war er fort, als Lily mit glühenden Wangen und blitzenden Augen rief:

„Ich verabscheue Mr. Rashleigh.“

„Warum das?“ fragte Grace, erstaunt über diese heftige Aeußerung.

„Ich sage Dir, ich verabscheue ihn. Und er soll es noch einmal fühlen.“

Sie sah sehr leidenschaftlich und sehr schön, so schön, daß Miß Lee mit der Nachsicht, welche die Schönheit stets erwirbt, vergaß zu schelten. Und mittlerweile hörte man einen Tritt auf dem Kieswege, ein Schatten fiel über das Gras, und Mr. Owen ging mit einer leichten Verbeugung vorüber. Ohne ein Wort zu Lily zu sagen, stand Grace auf, schlug einen andern Weg ein und hatte nach wenigen Minuten die Stelle erreicht, wo er mit dem zusammentraf, den Mr. Owen verfolgte.

Er schritt mit niedergeschlagenen Augen und verschränkten Armen einher, als er sie plötzlich vor sich sah. Sie stand unter einer hohen Eiche in dem weit

ausgebreiteten Schatten. Sie trug ein einfaches, weißes Musselinkleid und einen breiten, runden Strohhut, der ihr Gesicht und ihre dunkeln Locken halb überschattete. Sie sah fast wie eins der braunen toscanischen Mädchen Mittelitaliens; obschon aber der Garten schön, obschon der Tag mild war, so waren dies doch nicht die colline amene, die angenehmen Hügel, die sonnigen Weinberge und der tiefblaue Himmel des fruchtbaren toscanischen Gartens.

„Wie unschön sie ist," dachte Mr. Owen, der, ohne sich viel aus den Frauen zu machen, doch ein empfindliches Gefühl für Schönheit besaß und Grace noch niemals am hellen Tage in so großer Nähe gesehen hatte.

Vielleicht verrieth sein Blick seinen geheimen Gedanken, denn eine warme Gluth flog über Miß Lee's Antlitz; dennoch sagte sie lächelnd:

„Mr. Owen, ich habe von Mr. Lee gehört, daß Sie heute Morgen abreisen wollen."

„Jetzt," entgegnete er ruhig.

„Nun denn, ehe Sie gehen, lassen Sie mich Sie bitten, mir den Verdruß zu verzeihen, den ich Ihnen, ohne es zu wollen, in diesem Hause verursacht habe."

Die Reihe des Lächelns war nun an ihm.

„Kapitain Glawdon suchte einen Zwist mit mir," entgegnete er; „verzeihen Sie eher mir, daß ich Sie

in Etwas verwickelte, was mich allein anging. Er hat Abbitte gethan und die Herausforderung zurückgenommen; ich habe Satisfaction. Beruhigen Sie sich also in dieser Beziehung vollkommen."

Grace blickte sanft und vorwurfsvoll zu ihm empor. Sie schien eine weniger kalte, weniger förmliche Antwort erwartet zu haben, aber Nichts an ihr war so glücklich, Mr. Owen zu gefallen. Er verneigte sich und ging weiter.

Miß Lee schaute ihm eine Weile gedankenvoll nach, lächelte dann vor sich hin und wendete sich langsam ab. Ihr Stolz stand zu hoch, als daß die Gleichgültigkeit eines stolzen Mannes ihn hätte rühren können. Alles, was sie dachte, war: „Ich möchte wissen, warum dieser Mann mir abgeneigt ist."

Ende des ersten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.

Im Verlags-Comptoir zu Wurzen sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Denkwürdigkeiten eines Arztes.

Von

Alexander Dumas.

In's Deutsche übertragen

von

A. Küster.

Erster bis fünfunddreißigster Theil. Preis 16 Thlr. 6 Ngr.

Inhalt: Erste Abtheilung, Bd. 1—10: Joseph Balsamo. 5 Thlr. — Zweite Abtheilung, Bd. 11—17: Das Halsband der Königin. $3\frac{1}{2}$ Thlr. — Dritte Abtheilung, Bd. 18—22: Angèle Pitou. $2\frac{1}{2}$ Thlr. — Vierte Abtheilung, Bd. 23—35: Gräfin Charny. 5 Thlr. 6 Ngr.

Pisistratus Caxton.

Bunte Bilder aus dem englischen Leben.

Von

Sir Edward Lytton Bulwer.

In's Deutsche übertragen

von

Wm. E. Drugulin.

Dreizehn Theile, compl. Preis 5 Thlr. 27 Ngr.

(Vollständig.)

Die feine Welt von Gothenburg.

Ein Roman der Vergangenheit und Gegenwart.

Aus dem Schwedischen übertragen

von

A. Kretzschmar.

Zehn Theile, compl. Preis 4 Thlr. 3 Ngr.

Grace Lee.

Von

Julia Kavanagh,

in von „Nathalie“, „Daisy Burns“ ꝛc.

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

Zweiter Band.

Wurzen,

Verlags-Comptoir.

1855.

Kavanagh, Julia,

Grace Lee Von Julia Kavanagh. Deutsch von A. Kretzschmar

Bd.: 1

Wurzen 1855